

d'Lëtzeburger **Land**

9 sur l'échelle de Richter

Unabhängige Wochenzeitung für Politik,
Wirtschaft und Kultur

#44 64. Jahrgang 3. November 2017



5 453000 174663



4,00€

9 sur l'échelle de Richter

Pris au dépourvu par sa propre victoire, Georges Mischo (CSV) s'apprête à gouverner « Esch la Rouge ». Sonné, le LSAP tentera une recomposition autour de Taina Boffdering

Kunst, Markt, Werte

Der Kulturwissenschaftler Wolfgang Ullrich im Gespräch darüber, wie überbewertete Kunstwerke Rang und Reichtum ihrer Besitzer widerspiegeln sollen

Preiswert weiterrauchen

Im Unterschied zu Frankreich und Belgien werden in Luxemburg die Zigarettensteuern nicht erhöht. Jedenfalls vorerst nicht

Foto: Sven Becker

Im Unterschied zu Frankreich und Belgien werden in Luxemburg die Zigarettensteuern nicht erhöht. Jedenfalls vorerst nicht

Preiswert weiterrauschen

Peter Feist

Falls Raucher sich den Staatshaushaltsentwurf fürs nächste Jahr durchlesen, könnte Artikel 12 im Budgetgesetz sie freuen. Darin steht, der „gemeinsame Akzisensatz *ad valorem*“ auf Zigaretten werde von 45,84 Prozent auf 40,04 Prozent gesenkt. Eine Steuer *ad valorem* wird unmittelbar auf den Preis erhoben. Bei Zigaretten ist das ein gewichteter Durchschnitt der Ladenverkaufspreise. So dass durch die neue Regelung Zigaretten ab 1. Januar ein Stück billiger würden.

Bedenkt man, dass in Frankreich vor zwei Wochen beschlossen wurde, bis November 2020 die Tabakakzisen nach und nach so stark anzuheben, dass eine Packung Zigaretten dann bis zu zehn Euro kosten kann, und dass in Belgien die Zigarettenakzisen schon 2016 erhöht wurden und Anfang dieses Jahres ein weiteres Mal, dann macht Budgetgesetzartikel 12 einen erstaunlichen Eindruck.

Ein Sprecher des Finanzministeriums beruhigt jedoch: Die Senkung des „gemeinsamen“ Akzisensatzes werde durch eine im selben Umfang erhöhte „autonome“ Akzise ausgeglichen. Die Zigarettenpreise bleiben also, wie sie sind.

Dass das so nicht im Budgetgesetzentwurf steht, liegt daran, dass Luxemburg und Belgien die Akzisensenkung gemeinsam vornehmen. Die 1922 beschlossene belgisch-luxemburgische Wirtschaftsunion (UEBL) ist auch eine Akzisunion. Auf ihrer Grundlage erheben beide Länder jeweils gleich hohe Verbrauchssteuern auf Tabakwaren, Mineralölprodukte und alkoholische Getränke. Darüberhinaus wendet jedes Land noch eigene, autonome Akzisen an – oder auch nicht. Zur Änderung einer autonomen Tabakakzise genügt eine Verordnung, die der Finanzminister herausbringen muss. Die fiskalische Übung mit Belgien dagegen muss per Gesetz verabschiedet werden, und deshalb ist sie im Haushaltsgesetzentwurf verankert.

Damit könnte es der Erklärungen schon genug sein. Doch interessanterweise senken Luxemburg und Belgien den gemeinsamen Steuersatz auf Zigaretten, obwohl keine der beiden Regierungen sie verbilligen will. In Belgien wird sogar diskutiert, die Zigarettenbesteuerung 2018 und 2019 noch weiter verschärfen. In Luxemburg soll die Senkung zumindest auf Null kompensiert werden. Und: Der gemeinsame Steuersatz sinkt ab 1. Januar auf Wunsch Belgiens. *Land*-Informationen nach besteht dieser Wunsch schon seit ein paar Jahren, Luxemburg ist jedoch erst jetzt bereit, mitzuziehen.

Warum? – Vom Finanzministerium ist dazu nur zu erfahren, die belgische Regierung habe „erst jetzt offiziell“ um die Senkung des gemeinsamen Steuersatzes gebeten. So dass man nicht sagen könne, Luxemburg habe sich bisher quergelegt. Das Ministerium teilt auch mit, die Akzisenlage ab 1. Januar werde keine Auswirkungen zuungunsten Luxemburgs auf die Umverteilung der Einnahmen aus dem Topf der UEBL haben. Prinzipiell wären solche Auswirkungen möglich: Da sämtliche Verbrauchsteuern, die beide Länder gemeinsam erheben – ob auf Diesel oder Benzin, auf Alkoholika oder auf Zigaretten, Zigarren und Rolltabak –, gesammelt und später umverteilt werden, steht zwangsläufig weniger zur Umverteilung zur Verfügung, nachdem ein gemeinsamer Akzisensatz gesenkt wurde.

Im Staatshaushaltsentwurf für nächstes Jahr sieht es danach zumindest ein wenig aus: Für dieses Jahr wird damit gerechnet, dass Luxemburg 932,1 Millionen Euro in den Topf der UEBL einzahlt und 882,1 Millionen zurückerhält. Nächstes Jahr sollen es jeweils acht Millionen Euro weniger sein, die gemeinsamen Einnahmen der UEBL also offenbar sinken. Doch schon 2019 – so ist es im Mehrjahres-Haushaltsentwurf geplant –, flössen aus Luxemburg 936,1 Millionen Euro an die UEBL und 891 Millionen von ihr zurück. Sofern nichts dazwischenkommt, ginge in den beiden Jahren danach die Entwicklung so weiter. 2021 nähme Luxemburg für die UEBL 961 Millionen Euro ein und erhielte 916 Millionen rückerstattet. Das wäre zwar weniger als die knapp eine Milliarde im Vorkrisen-Jahr 2007. Aber damals kassierte die Staatskasse an autonomen luxemburger Akzisen nur 136,6 Millionen Euro auf Mineralölprodukte, während es 2021 fast 50 Millionen mehr sein sollen. Die autonomen Zigaretten-Akzisen wiederum trügen mit 169 Millionen Euro 2021 zweieinhalb Mal mehr ein als 2007.

Was Finanzminister Pierre Gramegna (DP) und seine Kolleginnen und Kollegen in der Regierung da geplant haben, erweckt nicht gerade den Anschein, als stecke darin ein Ansatz „weg vom Spritexport“ und damit auch „weg vom Tankstellengeschäft“. Sich in diese Richtung zu begeben, hatte der vor einem Jahr von Umweltministerin Carole Dieschbourg (Grüne) vorgestellte Bericht des Kölner Finanzwissenschaftlers Dieter Ewringmann geraten. Nicht zuletzt, weil Luxemburg zur Umsetzung des Pariser Klimaschutzabkommens im Rahmen der EU-Lastenteilung seine Treibhausgasemissionen bis 2030 um 40 Prozent reduzieren soll: Das wäre eine doppelt so große Anstrengung wie die minus 20 Prozent, die bis 2020 erreicht werden müssen. Ihr nachzukommen, wäre kaum zu haben ohne Drehen an der Akzisenschraube, vor allem beim besonders niedrig besteuerten Diesel. Doch das Tankstellengeschäft ist ein „Paket-Geschäft“. Luxemburg hält durch niedrige autonome Akzisen im Vergleich zum nahen Ausland nicht nur

Kraftstoffe preiswert, sondern auch Tabak. Außerdem alkoholische Getränke, auf die mitunter nur eine UEBL-Akzise erhoben wird und keine autonome luxemburger Steuer.

Und das Finanzministerium bestätigt, dass in den Planungen der ziemlich hohen Einnahmen auf Zigaretten für die Staatskasse, die laut Mehrjahreshaushalt zwischen 2017 und 2021 um 63 Prozent zulegen sollen, wachsender Tabaktourismus antizipiert wird. Wenngleich nicht nur, die Entwicklung der Einwohnerwahl zum Beispiel sei in den Simulationen ebenfalls berücksichtigt. Aber steigen die Preise pro Zigarettenpackung in Frankreich allmählich bis auf zehn Euro, werden Einkäufe im billigeren Ausland natürlich attraktiver. Für Belgien gilt das auch: Schon als die Regierung in Brüssel zum 1. Januar 2016 die Zigarettenbesteuerung ein erstes Mal verschärft hatte, nahm der belgische Fiskus bis Ende vergangenen Jahres 151 Millionen Euro weniger aus Akzisen ein als geplant. Der Zigarettenherstellerverband Cimabel erklärte, das sei kein Wunder, denn belgische Raucher könnten sich leicht im Ausland eindecken. Täten sie das, dann „vor allem in Luxemburg“.

Da die belgische Regierung dieses Jahr eine zweite Akzisenerhöhung vorgenommen hat und weitere im Gespräch sind, kann man sich durchaus die Frage stellen, ob Luxemburg dem Nachbarland nicht nur als traditioneller Akzisen-Nettozahler über den UEBL-Topf mit jährlich 40 bis 50 Millionen Euro beistehen, sondern seine Zigarettensteuern ebenfalls deutlich erhöhen sollte. Ungesund ist Rauchen immerhin auch. Die Menge der hierzulande verkauften Zigaretten – zwei Drittel davon an Tankstellen – ist mit drei Milliarden jährlich so groß, als würde jeder der knapp 600 000 Einwohner an jedem Tag eines Jahres 13 Zigaretten rauchen. Da in Wirklichkeit nur ein Fünftel der über 14-jährigen Bevölkerung

2016 nahm der belgische Fiskus nach einer Erhöhung der Zigarettensteuer daraus weniger ein als geplant. Unter anderem, weil viele belgische Raucher schnell mal in Luxemburg sind

raucht, kann man sich ungefähr vorstellen, dass ein großer Teil der Ware grenzüberschreitend verkauft wird.

Zum letzten Mal angehoben wurde die luxemburger Zigarettenbesteuerung zum 1. Februar dieses Jahres – in genau jenem Umfang, um den sie zum 1. Februar 2015 für zwei Jahre gesenkt worden war, um die Wirkung der damals in Kraft getretenen Mehrwertsteuererhöhung abzuschwächen. Seit Februar liegt die Gesamt-Akzisenbelastung bei 123,77 Euro auf 1 000 Zigaretten. Das ist nicht weit weg vom Minimum von 115 Euro, das die EU-Tabaksteuerrichtlinie vorschreibt. Die Regierung hat darüberhinaus noch festgelegt, unter 116 Euro dürfe die Gesamt-Akzisenlast auf Zigaretten hierzulande keinesfalls sinken. So nah am EU-Minimum operiert Luxemburg nicht mal mit seinen Dieselakzisen.

Zumindest zurzeit jedoch sieht es nicht so aus, als könnten die Zigarettensteuern demnächst noch über die gemeinsam mit Bel-

gien vereinbarte Anpassung hinaus geändert und regelrecht erhöht werden. Vom Finanzministerium heißt es, Pläne in diese Richtung gebe es für 2018 nicht. Gesundheitsministerin Lydia Mutsch (LSAP) lässt auf die Frage, ob, was in Frankreich und Belgien beschlossen wurde, um der öffentlichen Gesundheit willen nicht nachahmenswert sei, durch ihre Sprecherin ausrichten, auch in Luxemburg würden die Zigarettensteuern „stetig in die Höhe gehen“. Wann das wieder so sein sollte, ist dagegen nicht zu erfahren, nur noch, dass mit dem Finanzminister vereinbart sei, dass er seine Kollegin aus dem Gesundheitsressort „vor jeder Akzisenentscheidung informiert“. Die Entscheidung ist demnach in erster Linie eine fiskalische, keine gesundheitspolitische.

Unverständlich ist das nicht. Die Akziseneinnahmen aus dem Tankstellengeschäft sind nicht so einfach verzichtbar. Dieses Jahr sollen der Staatskasse insgesamt 1,16 Milliarden Euro aus Akzisen zufließen. 2021 sollen es 1,27 Milliarden sein. In dieser Größenordnung hatten die Einnahmen auch in den letzten 15 Jahren gelegen, und da Luxemburg noch den Wegfall der Mehrwertsteuereinnahmen aus dem elektronischen Handel wegstecken muss, ist eine ganz neue Akzisenpolitik nicht leicht zu definieren.

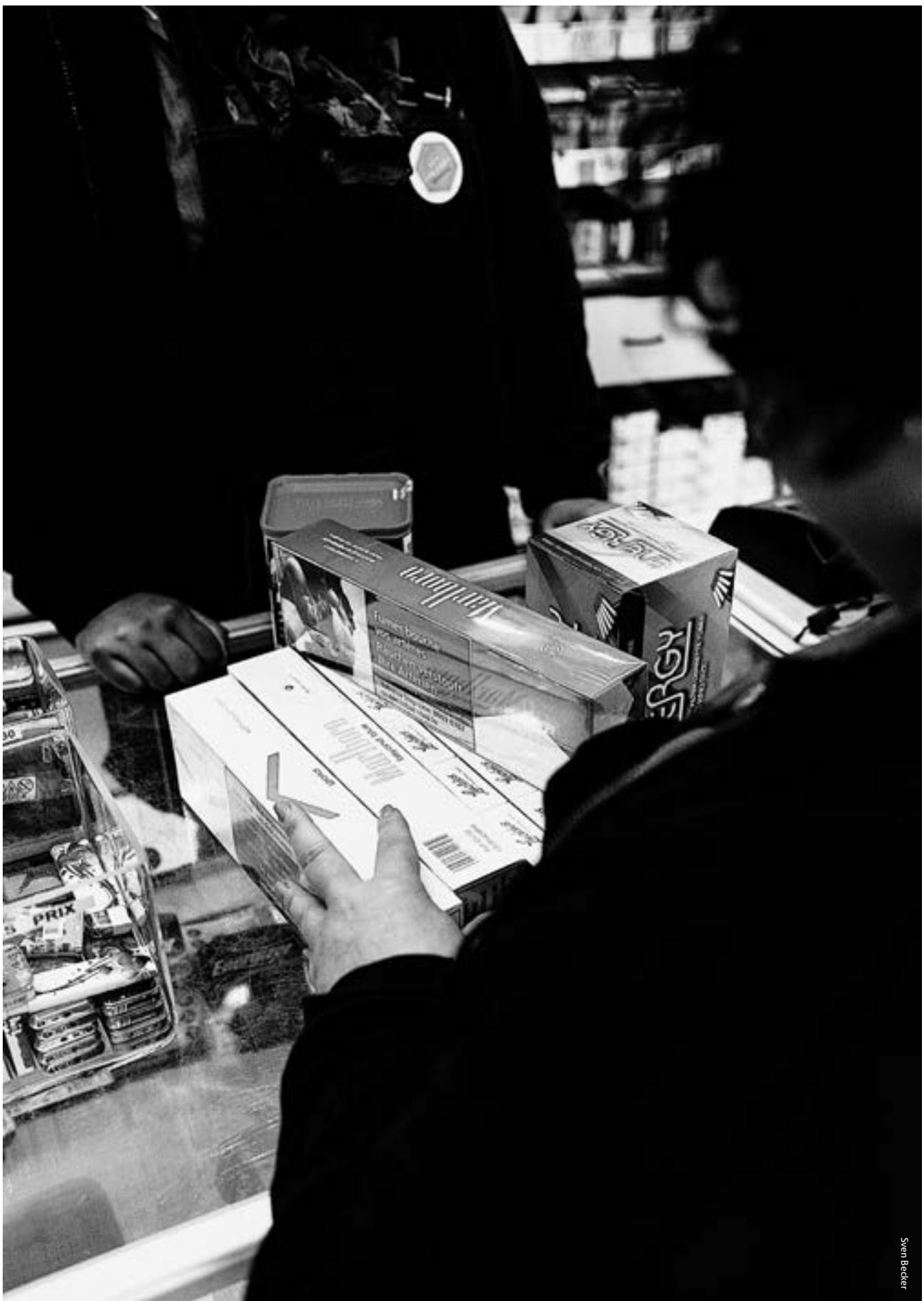
Zumal auch die Politik der Nachbarländer eine Wirkung hat. Zu vermuten ist, dass die Zigarettenakzisen in Luxemburg angehoben werden könnten, sobald in Deutschland eine neue Regierungskoalition steht und festgelegt hat, wie sie es mit den Tabaksteuern zu halten gedenkt. Im Unterschied zu Frankreich und Belgien wurden sie in Deutschland schon seit Jahren nicht mehr angetastet – aus Furcht, ostdeutsche Raucher könnten sich massiv in Polen und Tschechien eindecken. Dass die Ladenpreise pro Zigarettenpackung in Deutschland, je nach Sorte, bisweilen nicht einmal mehr zehn Prozent über denen in Luxemburg liegen, war 2015 der Grund gewesen, die Akzisen hierzulande zeitweilig zurückzufahren, nachdem die TVA erhöht worden war. Das Finanzministerium hatte damals geschätzt, ohne diesen Kniff, den die EU-Tabaksteuerrichtlinie ausdrücklich gestattet, könnten der Staatskasse 50 Millionen Euro an Akzisen von deutschen Kunden verloren gehen und für diese das ganze „Paket“ aus Waren an luxemburger Tankstellen nicht mehr interessant genug sein. Nicht einmal der besonders günstige Kaffee: Dass es in Luxemburg keine Kaffeesteuer gibt, spricht besonders Kunden aus Deutschland an, wo ein Kilo Röstkaffee mit 2,19 Euro besteuert wird.

Bleibt nur noch darauf zurückzukommen, dass auf belgischen Wunsch ein gemeinsamer Steuersatz auf Zigaretten zum 1. Januar sinken soll, obwohl im Nachbarland Tabakwaren immer teurer werden sollen. Das Besondere an Tabaksteuern ist, dass die EU dafür zwei Steuerarten vorschreibt: Neben der Akzise *ad valorem* auf den gewichteten Durchschnitt der Ladenverkaufspreise wird eine weitere Akzise auf die Menge erhoben; bei Zigaretten auf 1 000 Stück. So dass in Luxemburg und Belgien vier Steuersätze gelten: je ein gemeinsamer UEBL-Satz auf Preis und Menge plus je ein autonomer Satz der Länder auf beide Kategorien.

Tendenziell sind beide UEBL-Partner schon seit längerem dabei, die Zigarettenakzisen weniger von der Preisentwicklung abhängig zu machen, weil die nun mal volatil ist, und im Gegenzug die Mengensteuer anzuheben. Die derzeitige belgische Regierung versucht das besonders konsequent und hat sich diesen „Switch“ sogar 2014 in ihrem Koalitionsabkommen vorgenommen.

Tritt am kommenden 1. Januar die jüngste Akzisen-Abmachung mit Luxemburg in Kraft, liegen auf in Belgien verkauften Zigaretten dann insgesamt 40,04 Prozent Preissteuern, während in Luxemburg wie bisher 46,65 Prozent gelten. Die autonome Akzise *ad valorem* auf Zigaretten wurde in Belgien schon vor ein paar Jahren auf null gesenkt, in Luxemburg dagegen steigt der autonome Satz *ad valorem* von bisher 0,81 Prozent auf 6,61 Prozent. Man kann sich fragen, weshalb Luxemburg nicht, wie Belgien, ebenfalls die Akzise auf den Preis noch weiter senkt und die auf die Menge erhöht. Eine unverändert hohe Gesamt-Akzisenbelastung ließe sich auch auf diese Weise erreichen. Vom Finanzministerium ist darauf keine Antwort zu erhalten. Klar ist aber, dass ein „Switch“ zwischen beiden Steuerformen Einfluss auf den Markt hätte: Sinkt die Akzisenbelastung auf dem Preis und steigt die auf der Menge, würde das preiswertere Sorten besonders treffen.

In Belgien ist das ein Politikansatz: „Billig-Zigaretten“ seien womöglich noch gesundheitsschädlicher als teurere und erleichterten gerade Jugendlichen den Einstieg ins Rauchen. So eine Debatte wurde in Luxemburg noch nie geführt; fest steht aber, dass der einzige luxemburger Zigarettenproduzent zwar kein Billiganbieter ist, aber die Preise der großen Konkurrenz stets ein wenig zu unterbieten versucht. Hierzulande keinen „Switch“ vorzunehmen, könnte ein Stück Protektionismus sein. Oder man will einfach den Markt nicht in Unruhe versetzen. Bis auf weiteres. Bis vielleicht die Anfang des Jahres eingesetzte Arbeitsgruppe zum Thema „Tankstellengeschäft“ unter Leitung des Finanzministers Schlussfolgerungen aus der Ewringmann-Studie und angesichts der neuen Klimaziele zieht. Aber ob das noch vor den Wahlen der Fall sein wird, ist nicht gesagt. Aus dem Finanzministerium ist lediglich zu erfahren, die Arbeitsgruppe bestehe und tage.



Rund drei Milliarden Zigaretten im Jahr werden in Luxemburg verkauft

Sven Becker



LA VOLVO S90. QUAND LA SÉCURITÉ RENCONTRE LE LUXE.

La Volvo S90 est l'incarnation du design scandinave bien conçu. Ses lignes épurées, l'élégance de son intérieur en cuir, sa technologie intuitive... tout respire luxe et confort. Mais, Volvo ne serait pas Volvo si ce luxe n'était pas entouré de sécurité. La S90 est équipée de série du Pilot Assist, une technologie qui vous permet de maintenir la voiture au centre de sa voie à une vitesse ou une distance prédéterminée par rapport au véhicule qui vous précède, pour une conduite plus souple et plus sécurisante.

Venez découvrir la Volvo S90 à partir de 36.570 €*.

2,0 - 7,3 L/100 KM | 46 - 167 G CO₂/KM (NEDC)

◆ DONNONS PRIORITÉ À LA SÉCURITÉ. Informations environnementales (A.R. 19/03/2004) : www.volvocars.fr. Visuel présenté à titre d'illustration.
*Prix catalogue conseillé S90 D3 Momentum : 43.419 € tva. Y compris, tous les avantages offerts par Volvo Car Belux et ses distributeurs participants. Offre valable pour les particuliers jusqu'au 31/12/2017.

Leitartikel

Knechte für die Revolution

Peter Feist

In der gestrigen Ausgabe des *Quotidien* warnte der Kinderarzt Roland Seligmann an prominenter Stelle davor, schon Kleinkindern Tablet-Computer zu geben. Viele Eltern dächten, ein solches Gerät sei eine gute Beschäftigung fürs Kind und fördere dessen Entwicklung. Doch in der Kinderklinik des CHL, wo Seligmann arbeitet, würde „bei den Kleinsten“ eine „wachsende verbale, aber auch physische Aggressivität festgestellt“ und „psychische und körperliche Abhängigkeit“ von Tablets. Man beginne dieses Problem erst zu erfassen, und vermutlich werde es unterschätzt.

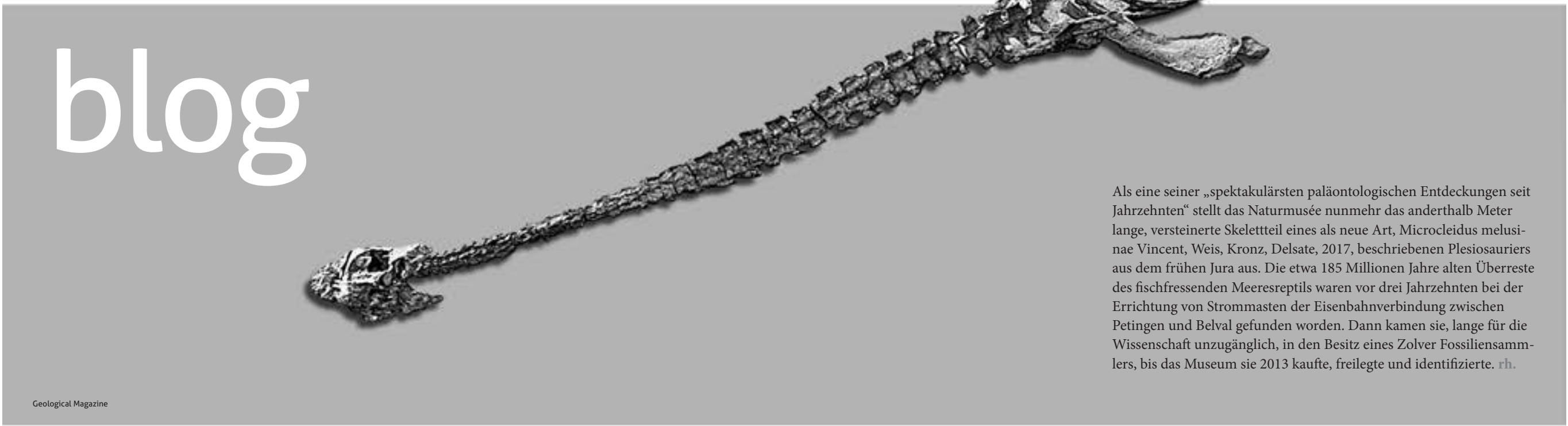
Dass in Luxemburger Medien vor der Nutzung der Tech-Gadgets durch Kinder gewarnt wird, kommt nicht oft vor. Eher wird das Hohelied der ICT gesungen, wird dem Bildungsminister Raum gegeben, der für mehr „digitalen“ Unterricht sorgen will, oder dem Wirtschaftsminister für dessen Klage über den „Fachkräftemangel“ im Land der Datenzentren und Hochgeschwindigkeitsnetze. Programmierer würden gesucht, IT-Sicherheitsexperten, Netzwerkspezialisten und so fort. Kaum früh genug könnten Kinder zu programmieren lernen. Das habe auch Steve Jobs mal gesagt. Vom Bildungsminister war unlängst zu vernehmen, wieso nicht schon mit fünf. Auf jeden Fall sollen im Unterricht der Grundschulen Tablets stärker Einzug halten. Schulneu-

bauten erhalten dazu von Anfang an eine Wifi-Antenne pro Klassenraum. Sorgen um Elektromog müsse man sich nicht machen, erklärte Minister Claude Meisch (DP) diese Woche auf eine parlamentarische Anfrage hin: In Zusammenarbeit mit dem Gesundheitsministerium kämen „intelligente“ Netze zum Einsatz, wodurch die elektromagnetischen Emissionen „auf das strikte Minimum“ reduziert blieben.

Sorgen um Elektromog mögen unbegründet sein. Nicht aber Sorgen um den Einsatz von Tablets in der Grundschule überhaupt und um „digitale Lehrinhalte“. Die Wissenschaft ist eindeutig: Der Lehreffekt digitaler Schulbücher ist umso geringer, je interaktiver sie sind, je mehr Hyperlinks und Videos sie enthalten. Bücher und Hefte sind für den Wissenserwerb besser geeignet als „Googeln“ im Internet. Wissen durch aufmerksames „Deep Reading“ aufzunehmen, klappt mit gedruckten Büchern am besten. Der Lerneffekt durch das Schreiben von Hand ist viel höher als bei Tastatureingabe. Eine Langzeitstudie in China, wo 5 000 Symbole in der Schule immer öfter nicht mehr von Hand, sondern per Maus geschrieben werden, ergab, dass von den die Maus nutzenden Schülern in der vierten Klasse 40 Prozent nicht mehr schreiben können; die weiterhin gelegentlich per Hand schreiben, sind eindeutig besser.

Schon wahr, dass in Luxemburg ICT-Personal händeringend gesucht wird. Aber dabei hilft es nichts, schon in der Grundschule mit Tablets zu hantieren. Kleine Kinder lernen mit den Fingern zählen und durch Be-Greifen von Gegenständen, aber nicht durch das Wischen über einen Touchscreen. Steve Jobs wusste vermutlich, wieso er seinen eigenen Kindern den Ipad verbot. Im kalifornischen Silicon Valley steht die Waldorf School of the Peninsula, in der Tablets und Smartphones nicht erlaubt sind, Computer im Unterricht keine Rolle spielen und nicht einmal die Computernutzung zuhause gern gesehen ist. Drei Viertel der Schüler sind Kinder von Executives von Apple, Google oder Hewlett-Packard, die sich das bis zu 24 000 US-Dollar Schulgeld im Jahr kosten lassen.

Aber es ist nicht neu, dass es Kindern Bessergestellter eher möglich wird, dem Grundsatz zu folgen, der bei den Amerikanern heißt, „do what you really want to do and the money will follow“. Hier ist das nicht anders, und für das gemeine Volk gedacht sind die Ansprachen des LSAP-Wirtschaftsministers, seinen Berufswunsch gefälligst an den Erfordernissen von Volkswirtschaft und Beschäftigungsmarkt auszurichten. Der ICT-Standort und die dritte Industrielle Revolution brauchen Code-Knechte, zu kritischem Denken Begabte dagegen viel weniger.



Personalien

Personalien

Personalien

Soziales

Politik

Medien

Jean-Claude Hollerich,

Erzbischof, leidet unter wachsenden Autoritätsproblemen in seiner Kirche. Nach dem Verein der Kirchenfabriken, Syfel, reichten rund 30 Katecheten Klage gegen ihr Kirchenoberhaupt ein. Sie werfen ihm vor, um einen Teil ihres Gehalts betrogen worden zu sein. Auf Anraten des Bistums hätten sie ein als Hochschulstudium anerkanntes Bachelor-Studium in Religionspädagogik abgeschlossen, seien aber nicht entsprechend ihrem Diplom bezahlt worden. Nun wurden die Katecheten nach der neuen Konvention zwischen Statat und Bistum vom Staat übernommen, werden aber weiter bezahlt wie beim Bistum. So dass der Erzbischof ihnen nun über RTL riet, lieber den Erziehungsminister zu verklagen. rh.

François Bausch,

grüner Nachhaltigkeits- und Infrastrukturminister, reichte einen Gesetzentwurf ein, um eine Panne bei der Reform der Straßenverkehrsordnung aus der Welt zu schaffen. Als das Parlament vor einem Jahr allerlei Artikel änderte und ersetzte, hatte es irrtümlicherweise einen Paragraphen zu viel abgeschafft, jenen über die Kontrolle der Fahrtenstreiber und Fahrzeiten von Berufsfahrern sowie die entsprechenden Strafbestimmungen. Das soll nun durch ein neues Gesetz schnellstens korrigiert werden. rh.

Ben Fayots



erster Artikel erschien im Juni 1955 im *Lëtzebuurger Land*. Seither veröffentlichte er schätzungsweise 500 Beiträge in dieser und anderen Zeitungen und Zeitschriften, neben Büchern, von denen das bekannteste vielleicht das 1979 und 1989 erschienene zweibändige *Sozialismus in Luxemburg* ist. Denn Ben Fayot war nicht nur Parteivorsitzender, Fraktionsvorsitzender und Stadtrat der LSAP, sondern auch ihr ziemlich offizieller Parteihistoriker. Zu seinem 80. Geburtstag gaben nun sein Sohn, der Abgeordnete Franz Fayot, und Marc Limpach, mit denen Ben Fayot 2014 ein „Positionspapier“ für die krisengeschüttelte Partei verfasst hatte, die Artikelsammlung *Histoire(s) et portraits engagés* heraus (Édition La mémoire socialiste, 2017, 518 S.). Ausgewählt haben sie vor allem historische Arbeiten, die Ben Fayot über die LSAP, ihre Nebenorganisationen, linke Gewerkschaften, das Bildungswesen und zur Kommunalpolitik schrieb. Für einen zweiten Teil wurden Porträts und Nachrufe vor allem von sozialdemokratischen Politikern und Künstlern gesammelt. In all diesen Beiträgen erscheint der Ruheständler als das, was er zeitlebens war: der brave Parteisoldat, für den es links und rechts seiner Partei kein Heil gibt. rh.

Etienne Schneider,

Wirtschaftsminister (LSAP), wird von der Briefträgergewerkschaft, die zu treffen er sich hartnäckig weigert, zur sachten Landung aufgefordert: „Herr Weltrauminister, kehren Sie auf den Boden der Tatsachen zurück!“, rät die Gewerkschaft, nachdem er in Beantwortung einer parlamentarische Anfrage bestritten hatte, dass es ein Problem von „doppelten Rundgängen“ gebe. In Wirklichkeit hätten Briefträger dieses Jahr schon mehr als tausend Mal nach einer achttündigen Vormittagsarbeit einen zweiten Rundgang Überstunden machen müssen, was auch die auf ihre Post wartenden Kunden verärgere. rh.

Carlo Thelen,

Direktor der Handelskammer, warnt angesichts des Entwurfs des Staatshaushalts für 2018, dass das Wirtschaftswachstum geringer ausfällt als erwartet, so dass die Staatsschuld nur auf dem Papier bescheiden bleibe. Der Spielraum der Staatsfinanzen sei aber eng, weil die Ausgaben weiter wüchsen und mit der Steuerreform bedeutende Steuererleichterungen gewährt worden seien, schreibt er auf dem Internet-Blog der Handelskammer. Dagegen rechnet das Exekutivkomitee des OGBL vor, dass die Staatsfinanzen zu den gesündesten der Europäischen Union gehörten. Deshab sei es bedauerlich, dass die DP/LSAP/Grünen-Koalition ein Jahr vor den Kammerwahlen nicht mehr politischen Ehrgeiz zeige, um den Spielraum des Haushalts auszuschöpfen. rh.

Immer diese Gehälterreform

Schon mit Blick auf die Kammerwahlen nächstes Jahr mobilisiert die CGFP. Für den 27. November ruft sie zu einer Protestversammlung in einem Dommeldinger Hotel auf. Dabei verlangt sie erneut, angesichts der gesunden Staatsfinanzen die Senkung der Einstiegsgelälter beim Staat während der ersten drei Jahre rückgängig zu machen. Außerdem beklagt sie, dass durch die hohe Misserfolgsrate beim Staatsexamen Personalmangel herrscht, der zu teilweise unbezahlten Überstunden führe. Das zur CGFP gehörende Syndicat luxembourgeois des éducateurs gradués beschloss schon vergangene Woche, nach der erfolglosen Schlichtung ein letztes Vermittlungsgespräch abzuwarten, bevor die Erzieher in den Streik treten. Sie fühlen sich durch die Gehälterreform von 2015 diskriminiert und wollen nach dem neuen SAS-Kollektivvertrag nicht länger hingehalten werden (Foto: Sleg). rh.



Kleinstaaterei

Wenn er denn eins hat, steht es selbstverständlich einem Zwergstaat schlecht zu Gesicht, anderen Lehren über staatliche Autonomie zu erteilen. Das macht es Politikern aus Luxemburg nicht einfacher zu erklären, weshalb ihnen im europaweit grassierenden völkischen Wahn die katalanischen Separatismusbestrebnungen ebenso wenig ins Konzept passen wie der Brexit. EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker (CSV) warnte die inzwischen abgesetzte katalanische Regierung, dass es keine Europäische Union von 95 Mitgliedstaaten geben könne. Außenminister Jean Asselborn (LSAP), der sich lange an einer Aussage vorbeigedrückt hatte, meinte am Wochenende, dass die einseitige katalanische Unabhängigkeitserklärung illegitim sei. Er beschwichtigte aber gleich mit der Hoffnung, dass die für nächsten Monat angesetzten Wahlen eine „inklusive und demokratische Lösung“ bringen werden. Premierminister Xavier Bettel (DP) hatte schon zuvor den Katalanen und Kastilianern seine politische Wunderwaffe empfohlen, „sich alle an einen Tisch zu setzen“. rh.

Anzeigen

Trotz blendender Wirtschaftskonjunktur und allgemein steigenden Werbeausgaben sanken im ersten Halbjahr die Werbeeinnahmen der Tages- und Wochenzeitungen, für die sie die wichtigste Einnahmequelle sind, weiter. Das meldet die internationale Nielsen-Gruppe in ihrem *Luxembourg Ad'Report*. Die Werbeeinnahmen der Tagespresse nahmen um 5,17 Prozent ab. Da in diesen Zahlen auch die Einnahmen der werbefinanzierten Gratiszeitung *L'Essentiel* begriffen sind, dürften die Einnahmeverluste der über Abonnement und am Kiosk verkauften Tageszeitungen noch größer sein. Das Anzeigenvolumen der Wochenpresse verringerte sich sogar um 14,92 Prozent. rh.

Unabhängig und kritisch

Die Pressekrise und die neue Online-Pressehilfe fördern nun auch hierzulande das Aufkommen eigenständiger Nachrichtenseiten im Internet. Nach *moien.lu* von Sven Wohl und Patrick Kleeblatt kündigen die ehemaligen *Luxemburger-Wort*-Journalisten Christoph Bump und Laurence Bervard für nächstes Frühjahr *reporter.lu* an. Das *Lëtzebuurger Journal* sagte gestern dem *Tageblatt*-Journalisten Finn Overdick ein weiteres Projekt nach. Wie alle neue Medienunternehmen versprechen sie, unabhängig, kritisch und investigativ zu werden. Ob die selbst in großen Ländern oft scheiternden Geschäftsmodelle mit Abonnements, Crowdfunding oder Internet-Anzeigen hierzulande Erfolg haben können, muss sich erst zeigen. rh.

9 sur l'échelle de Richter

Bernard Thomas

Naissance d'une ambition Le prochain maire d'Esch-sur-Alzette, Georges Mischo (CSV), se présente comme un politicien post-idéologique, « au service des Eschois ». Durant ses trois ans comme conseiller communal, il avait été remarquablement discret. Il a déposé une demi-douzaine de motions sur des sujets comme l'étape eschoise du Télévie ou l'installation de défibrillateurs dans les bâtiments de la ville. En février 2015, il s'énquerrait sur les islamistes de la rue Brill, en demandant à la bourgmestre de « prendre position quant aux rumeurs de la construction d'une mosquée sur le territoire de la Ville d'Esch-sur-Alzette ». (Le conseil échevinal expliquait qu'aucune demande pour une telle construction n'avait été déposée.) Le dimanche 8 octobre, alors que les premiers résultats tombaient, Mischo semblait comme abasourdi par le séisme politique. Le prof d'éducation physique et ancien chroniqueur sportif chez *RTL-Radio* (son grand dada, c'est de créer un « musée des sports » à Esch) ne s'attendait pas à devenir maire, tout au plus échevin. Personne n'avait vu venir le recentrage « bürgerlich » du paysage politique eschois au détriment de la gauche (LSAP, Déi Lénk et KPL). Les chrétiens-sociaux, verts et libéraux étaient pris au dépourvu par leur propre victoire.

À l'opposé d'un Serge Wilmes (CSV), la carrière politique du jeune quadra Georges Mischo s'est presque faite par hasard. « Serge a grimpé tous les échelons que je n'ai pas grimpés », constate-t-il. Mischo a misé sur le local, restant éloigné des instances nationales du parti et du CSJ. Il se présente pour la première fois aux élections communales en 2011 ; aidé par son nom de famille – son père est resté dans les annales de la *Minett-Metropol* comme l'homme qui a empêché Ady Jung (CSV) de devenir bourgmestre –, il finit sixième. Ce ne sera qu'en janvier 2014, à la faveur d'une démission (celle de Marco Goetz) et d'un désistement (celui de Mady Hannen), que Mischo accédera au conseil communal. Quelques mois plus tôt, aux législatives d'octobre 2013, il avait fini avant-dernier sur la liste de la circonscription sud du CSV, suivi seulement de Robert Weber.



Vera Spautz (LSAP), trois semaines avant les élections

On mesure son choc de se retrouver projeté dans le rôle de maire de la deuxième ville du pays. Or, tout en concédant qu'il « devra beaucoup et rapidement apprendre », Mischo s'est rapidement découvert de nouvelles ambitions. Il lorgne désormais vers la Chambre des députés. Présentant un mandat national comme le prolongement de son engagement communal, il se verrait bien en tant que lobbyiste eschois au Marché-aux-Herbes : « Avant, sur 19 conseillers, entre cinq et sept siégeaient à la Chambre. Ils transmettaient énormément d'informations qui tombaient dans la Ville. Félix Braz, Lydia Mutsch et Pierre Gramegna [les trois ministres eschois au gouvernement, *nldr*] ne sont pas du genre à prendre le téléphone pour nous avertir. Ils ont d'autres chats à fouetter. » (Actuellement, seuls les conseillers Bofferding, LSAP, et Baum, Déi Lénk, siègent au Parlement.)

Lors de la campagne, Georges Mischo était apparu comme « everybody's darling », toujours à l'écoute, toujours souriant et avenant, se démarquant ainsi d'un LSAP perçu comme possédé par l'hybris et l'arrogance du pouvoir. Depuis quelques semaines, Mischo est sans cesse approché par une ribambelle de passants qui lui soumettent leurs doléances. Il a aussi pu mesurer le revers de la médaille de cette proximité : Vendredi dernier, alors qu'il rentrait d'un dîner en famille à Belval, il se retrouve face à un Eschois alcoolisé criant devant sa maison : « Tu es le bourgmestre des riches ! » Portant sa fillette sur le bras, Mischo passe sans dire un mot.

Le nouveau maire aura un avantage sur sa prédécesseure. Dans une ville endettée depuis des décennies, il disposera de 10,5 millions d'euros supplémentaires par an grâce à la réforme des finances communales ; assez pour s'acheter les faveurs d'une partie des électeurs. Peu habitué aux interventions médiatiques, le futur maire aura fait quelques gaffes durant ses premières interventions. Interrogé sur *RTL-Radio* si le CSV national aurait été « anti-Esch », asphyxiant financièrement la ville « rouge » (comme l'avait prétendu Jean Huss), Mischo répondait par la négative, avant d'ajouter : « Wann natierlech d'CSV ni hei an der Majoritéit mat dobäi war, ass et natierlech och normal, datt een net, wéi soll ech soen, deementspriedend ënnerstëtzt gëtt. » Que la réforme des finances communales initiée par le ministre socialiste Dan Kersch finisse par profiter au premier maire CSV d'Esch constitue donc une postsynchronisation ironique.

Georges Mischo aura à gérer une administration communale de 1 200 personnes. Après des décennies de domination socialiste, entrera-t-il sur un terrain politiquement miné ? Esch est une des seules villes à avoir adopté une procédure transparente d'embauche des employés communaux. En 2000, la coalition rose-rouge-verte avait mis en place un « conseil de recrutement » qui sera successivement présidé par André Hoffmann (Déi Lénk), Henri Hinterscheid (LSAP), Jean (dit « Muck ») Huss (Déi Gréng) et Dan Codello (LSAP). Cette commission inclut deux membres de l'opposition, ceci afin de limiter les risques de favoritisme. (Quant aux salariés à tâche manuelle, les embauches restent du domaine du conseil échevinal.)

Le lois du karma Le soir des élections, Martin Kox (Déi Gréng), qui s'était toujours plaint du mauvais traitement subi de la part des échevins socialistes, tenait sa revanche : il se découvrirait dans le rôle de faiseur de roi. Mais on sentait déjà une inquiétude remonter ; alors que Muck Huss était en train de donner une interview, Kox s'exclamait : « N'oubliez pas : C'est moi qui parle au nom des Verts ! » Ils se retrouvaient au centre du jeu politique, arithmétiquement indispensables tant à une coalition LSAP-Déi Lénk qu'à une coalition CSV-DP. (La variante Gambia n'était même pas évoquée, car impensable dans le contexte local : un monde sépare les socialistes et les libéraux eschois.)

Or, les vétérans verts Muck Huss et André Gilbertz étaient farouchement opposés à une coalition avec le CSV, représentant à leurs yeux l'ennemi héréditaire. Ils suspectent une ingérence de la direction nationale et en particulier du ministre de la Justice, Félix Braz, visant à amadouer le CSV en vue des législatives de 2018. Pour Martin Kox, ces affirmations seraient une « Frechheet » : « Mir maache keng Nationalpolitik hei ! » Déi Gréng Esch serait « Maans genuch » pour prendre ses propres décisions.

Il lui aura néanmoins fallu six heures de débats et deux réunions pour clore le deal. La première réunion sera annulée, certains adhérents (dont Muck Huss) n'ayant pas été invités. (Un simple problème technique au niveau du fichier des membres géré par la centrale du parti, assure Kox). Mais, en fin de compte, le vote aura été remarquablement clair : Quatre cinquièmes se prononçaient en faveur de discussions de coalition avec le CSV et le DP. Les jeunes candidats, qui pour la plupart ne viennent que de prendre leur carte, n'ont pas connu la « Stahlhelm-Fraktion », ce CSV clérical et atlantiste du temps de la guerre froide. Ils ont du mal à comprendre les réticences idéologiques des militants de la première heure. « Wierlervëllen » oblige, ils optèrent donc pour une coalition avec les deux autres vainqueurs du scrutin.

A muar de Sozialismus ! Signé le soir du 24 octobre, l'accord de coalition reprend les principaux projets de l'ancienne coalition rouge-verte. À part quelques ajouts à la mode comme « pop-up stores », « start-ups » ou « shared spaces », c'est un accord de coalition de la continuité plutôt que de la rupture. Ceci est peut-être lié au fait que la politique sociale de Vera Spautz était moins radicalement dirigiste que ce que voulaient faire croire les médias. Quasiment

En fournissant à une débâcle d'ampleur historique l'explication facile de la trahison interne, la démission de Dan Codello aura paradoxalement réussi à ressouder les troupes autour d'une maire vaincue, mais disculpée

tous les projets sociaux passaient par le conseil communal avec l'appui du CSV ; en 2015, l'opposition chrétienne-sociale votait même en faveur du budget.

La « maire rouge » n'a pas érigé des milliers de logements sociaux. Déi Lénk avait ainsi critiqué qu'entre 2011 et 2016, le nombre de logements sociaux n'était passé que de 338 à 341 unités. Le président du LSAP d'Esch, Fritz Remackel, parle dans ce contexte d'un simple « maintien du statu quo ». Quant au foyer de nuit pour SDF, Abrisud, il fut inauguré en 2004 et attend depuis cinq ans de déménager des containers délabrés dans des infrastructures permanentes. En 2012, l'ouverture d'une « Fixerstuff » eschoise fut annoncée pour « prévisiblement [...] dans un an et demi », elle n'a toujours pas vu le jour.

La même année, une taxe sur les logements inoccupés fut introduite. La Ville d'Esch ne l'a jamais collectée, se plaignant que le travail de recensement des propriétaires « constitue un travail, certes utile, mais fastidieux ». À l'exception du conseiller libéral Pierre-Marc (dit « Pim ») Knaff, qui avait fustigé un « schläichende Kommunismus » (réaction dans la salle, d'après le procès-verbal officiel : « Gelaachs »), tous les partis représentés dans le conseil avaient voté en faveur de l'introduction de cette taxe. Or, dimanche dernier sur *RTL-Radio*, Georges Mischo laissait entrevoir qu'il privilégiera la « discussion » avec les propriétaires.

Dans une interview publiée jeudi dernier dans *Le Quotidien*, Mischo estimait que l'année culturelle « Esch 2022 » devait être « un tremplin pour des artistes, des start-up, pour faire du business ! » ; une vision utilitariste qui risquera de mal passer auprès du jury européen de sélection. Face au *Land*, Mischo parle de l'année culturelle comme d'une occasion pour relancer le commerce, attirer l'artisanat et les « grandes banques » (« ce sera soit chez nous à Belval, soit au Kirchberg »). Mais en nommant Pim Knaff comme nouvel échevin de la culture, la coalition a pris un risque ; car, en tant que conseiller communal, Knaff ne s'était pas distingué par son assiduité.



Martin Kox (Déi Gréng) et Dan Codello (LSAP)



Georges Mischo (CSV) le 8 octobre, au soir des élections

Dolchstoßlegende En février 2017, à la tribune du Parlement, le député Marc Baum (Déi Lénk) décrivait – sans le nommer expressément – l'échevin Dan Codello (LSAP) comme « quelqu'un qui a trop regardé *House of Cards* » et qui penserait que « l'opportunisme d'un Francis Underwood devrait être la règle générale. » Le 23 octobre, la veille de la signature du nouvel accord de coalition, Codello annonçait qu'il quittait le LSAP pour siéger comme indépendant au conseil communal. (Il assure ne pas vouloir rejoindre un autre parti politique.) Codello évoque des « divergences insurmontables » entre une aile « beaucoup trop syndicaliste » et une lignée « pragmatique », dans laquelle il dit se situer ensemble avec Willy Brandt et Lionel Jospin. La nouvelle de la démission, dit Vera Spautz, aurait provoqué un « soulagement » et un « nouveau départ » au sein du parti.

En donnant à un échec d'ampleur historique l'explication facile de la trahison interne, la démission de Dan Codello aura paradoxalement réussi à ressouder les troupes autour d'une maire vaincue, mais disculpée. Dans un communiqué de presse, le LSAP Esch évoque les « tensions internes » dont l'existence aurait été « connue ». Toujours est-il qu'à l'inverse de sa prédécesseure, Vera Spautz a été une dirigeante de parti faible, incapable de fédérer ou de canaliser les courants et les egos. De nouveau, ce serait la faute à Codello : « Ce n'était pas évident d'être à cinq dans un conseil échevinal avec une personne qui sapait nos efforts. »

Mutsch-Spautz-Bofferding Si cette « Dolchstoßlegende » eschoise semble trop commode, elle n'en est pas moins efficace. Ce narratif permet de rétro-dater l'origine de la débâcle du 8 octobre 2017 au 15 janvier 2014. C'est à cette date que Dan Codello fut assermenté comme échevin, au bout d'une sourde lutte d'appareil remportée contre

Taina Bofferding, bien que celle-ci eût reçu plus de voix aux communales de 2011. Selon cette chronologie, l'irruption inopportune de Codello aurait donc brisé la chaîne de transmission légitime : de Lydia Mutsch à Taina Bofferding, en passant par Vera Spautz.

Le LSAP d'Esch se réunira la semaine prochaine pour décider de sa stratégie future. Le parti se recomposera probablement autour de Taina Bofferding. « C'est notre prochaine tête de liste », prédit ainsi Vera Spautz. La jeune députée apparaît comme la surface de projection idéale : Ni identifiée au courant « lénks-sozialistisch » ni au courant « sozial-liberal », elle rassure, en tant qu'ancienne permanente de l'OGBL et vice-présidente de l'Allianz vun Humanisten, Atheisten an Agnostiker, la base du parti. Elle-même se désigne comme « un mix entre Vera et Lydia ». Les anciennes maires Spautz et Mutsch, dit-elle, seraient ses « mères » politiques.

La défaite a pourtant provoqué un début d'auto-critique. Fritz Remackel évoque ainsi une « Bequemlechteit », qui aurait conduit à « une satisfaction avec soi-même » : « D'Läit wollten ons ofstroofen ». Les anciens échevins Hinterscheid et Tonnar laisseront-ils leur place aux jeunes ? Taina Bofferding reste prudente : « Si elles ne sont pas fixées par écrit, les déclarations peuvent rapidement changer. Il faut réglementer la transition de manière propre. » En attendant, l'ancienne maire Vera Spautz sera la nouvelle cheffe de file de l'opposition. Elle exclut toujours de se présenter au scrutin de 2018 et retournera travailler chez Zarabina, une association active dans la formation professionnelle qu'elle avait fondée en 1995. (Preuve de la proximité entre Spautz et Bofferding, cette dernière siège depuis mai 2017 au conseil d'administration de l'Asbl.) Comme conseillère communale, Vera Spautz aura droit à cinq heures de congé politique.

Pris au dépourvu par sa propre victoire, Georges Mischo (CSV) s'apprête à gouverner « Esch la Rouge ». Sonné, le LSAP tentera une recomposition autour de Taina Bofferding

Luxembourg Art Week: ein Gespräch mit dem Kulturwissenschaftler und Autor Wolfgang Ullrich

Kunst, Markt, Werte

Interview: Joséé Hansen

d'Land: Sie werden am Samstag im Rahmen der Art Week in Luxemburg über ihr Buch *Siegerkunst* sprechen, ein bahnbrechendes Buch für viele Leute über einen Begriff von Kunst, die nicht mehr fürs Volk oder das Museum gemacht wird, sondern für die Reichen dieser Welt, die Kunstwerke als Wertsachen horten oder in ihre Banken und Büros hängen... Wie kamen Sie zu dieser Analyse? Passt Sie noch immer?

Wolfgang Ullrich: Es geht nicht nur um das Horten der Reichen, es geht natürlich auch darum, dass die Reichen sich gerne mit der Kunst zeigen, dass also die Kunst in ihren Kreisen eine starke repräsentative Funktion hat und eben nicht jene, die man ihr in der Moderne zugetraut oder zugemutet hat, als man dachte, Kunst müsse den Betrachtern läutern oder die Gesellschaft verändern oder irgendeine Form von Sinnstiftung leisten. Das hat sich jetzt umgekehrt und es ist wieder wie in vormodernen Zeiten üblich, dass man die Kunst nutzt, um eher repräsentative Zwecke zu erfüllen. Also dass sie das Image desjenigen, der sie besitzt, steigern soll, dass sie Eindruck machen soll, dass sie sogar einschüchtern soll, weil das breite Publikum vielleicht nicht versteht, warum man so viel Geld dafür ausgeben soll.

Diese Diagnose würde ich heute noch genauso machen, jetzt, anderthalb Jahre, nachdem mein Buch erschienen ist. Das sind Dinge, die sich nicht so schnell ändern, dieses Phänomen kann man ab den 1970er oder 80er-Jahren schon erkennen. So richtig sichtbar geworden ist es in den letzten zehn oder fünfzehn Jahren, vor allem dadurch, dass ja der Kunstmarkt so enorme Aufschwünge erlebt hat und einzelne Künstler so unheimlich teuer geworden sind, dass der Preis hier eine ganz andere Rolle spielt, eine ganz andere Funktion hat. Der Preis ist nicht mehr unbedingt nur ein Indikator für die künstlerische Bedeutung, sondern hat nun auch eine repräsentative Funktion und soll zeigen, wie reich jemand ist oder wieviel Geld jemand bereit ist, für eine einzelne Sache auszugeben.

Diese Art von Kunst wird auch von einer besonderen Art von Künstlern gemacht, Sie beschreiben das in Ihrem Buch, von Leuten wie Takashi Murakami oder Jeff Koons, die eine gefällige Kunst in fabriktähnlichen Ateliers erschaffen und den Markt ständig im Blick haben... Ist das eine Wechselwirkung? Wer beeinflusst wen? Der Markt die Kunstform oder der Künstler den Markt?

Also sicher ist das eine wechselseitige Beeinflussung, ich würde auch gar nicht nur sagen, dass diese Künstler, die Sie nennen, eine gefällige Kunst machen. Also sicher hat sie eine gefällige Dimension, weil sie mit Sujets arbeiten, die aus der Popkultur, der Massenkultur kommen. Aber gerade deshalb überrascht ja dann auch wieder, dass solche trivialen, alltäglichen Sujets, die noch dazu ziemlich massenhaft fabriziert werden in den Werkstätten der Künstler, dass die jetzt so unglaublich hohe Preise erzielen, und damit für das breite Publikum die Frage umso präsenter wird, warum jemand für so etwas so viel Geld ausgibt. Damit kann aber die Person, die das Geld ausgibt,



Wolfgang Ullrich



Von Kunstmarkt bis Bioladen – alles dient der Selbstdarstellung: John Baldessari, *Ear sofa: Nose scenes with flowers (in stage setting)*, 2009/2017 und Sylvie Fleury: *Skylark*, 1992, bei der Art Basel Unlimited im Mai; Bio für alle in Frankfurt



sich umso stärker als rätselhaft, als ungewöhnlich, als besonders potent oder verschwenderisch zeigen und damit interessant machen. Das würde nicht gelingen mit Kunstwerken, die vielleicht genau dem entsprechen, was ein breites Publikum sich unter Kunst vorstellt, als etwas, das eine besondere Stimmung, ein ungewöhnliches Motiv hat, oder wo man das Gefühl hat, da hat der Künstler selber daran gelitten, als er das geschaffen hat, oder da ist ganz viel individuelle Erfahrung eingeflossen. Das ist ja bei diesen Werken nicht der Fall. Gerade deswegen sorgt das Verhältnis zwischen dem, was man sieht, und dem Preis, der dafür gezahlt wurde, für eine Art Paradoxie oder für einen Skandal oder ein Rätsel, und das beschäftigt die Menschen. Es beschäftigt die Menschen weniger die Kunst als der Preis, der dafür gezahlt wurde, und die Person, die diesen Preis gezahlt hat.

Kann man sagen, dass Sie bücherübergreifend, also jetzt in den letzten drei Büchern, *Der kreative Mensch*, *Wahre Meisterwerte*, besteht darin, dass in den beiden letztgenannten mich eher interessiert, wie sich Milieus und Menschen artikulieren und zeigen, die vielleicht bisher, in früheren Gesellschaftsformen, dazu weniger Möglichkeiten hatten. Wir haben heute eine Wohlstandskultur, wir haben eine Kultur mit digitalen Medien, wo viele Menschen relativ einfach und ohne großen Zeitaufwand und ohne eine spezifische Begabung haben zu müssen, in der Lage sind, der Öffentlichkeit mitzuteilen, was sie denken, wie sie sich fühlen, wozu sie sich bekennen. Wir haben sogar einen gewissen Druck in unserer Gesellschaft, dass man sich möglichst oft und dann möglichst vielfältig artikuliert und bekennt und die sozialen Medien bespielt und zu allen möglichen Ereignissen Stellung bezieht und sich identifiziert. Das ist also tatsächlich eine neue Bekenntniskultur, die insgesamt besteht und sehr, sehr viele Menschen erfasst hat. Das Bekenntnis zum eigenen, vielleicht hohen sozialen Status, zum eigenen Reichtum, zur eigenen Macht, das wäre dann die spezifische Form, in der es um *Siegerkunst* geht, und dafür ist dann eben die bildende Kunst geeignet. Aber wenn Sie sich bekennen wollen, dass Sie eine bestimmte politische Meinung haben, oder zu einem bestimmten Lebensstil, einem bestimmten Ernährungsstil, zu einer bestimmten Art und Weise, ein Sozialleben zu pflegen, dann werden Sie eine bestimmte Art von Bildern in den sozialen Medien posten oder werden es auf andere Weise sichtbar machen.

Was ist denn für Sie der Unterschied zwischen Werten und Tugenden? Sie setzen sich damit in Ihrem letzten Buch auseinander...

Ich glaube, dass Werte so gut in unsere heutige Gesellschaft passen, weil sie diesem Anspruch,

dem wir alle mehr oder weniger unterliegen – dass wir kreativ sein sollen, dass wir auch uns ausdrücken sollen, dass wir unser Leben und unsere Vorlieben sichtbar machen sollen –, sehr gut Genüge leisten. Bei Werten haben wir immer die Vorstellung, das ist etwas, was für sich alleine so ganz abstrakt und noch gar nicht real ist, sondern das ist etwas, das noch realisiert werden muss, was gelebt werden muss, wo also auch für jeden Einzelnen ein bestimmter gestalterischer Spielraum bleibt. Jeder von uns kann denselben Wert noch ein bisschen anders zum Ausdruck bringen oder artikulieren, während wir bei Tugenden das Gefühl haben, die stehen schon völlig fest, da ist völlig klar, was man tun muss, damit man diese oder jene Tugend erfüllt. Hier sind wir eher in einer Position, dass wir das Gefühl haben, einem Ideal hinterherzulaufen, das wir mal besser und mal schlechter erreichen, aber eben nicht diesen individuellen Gestaltungsspielraum haben wie bei Werten. Das macht Werte so verheißungsvoll, so attraktiv und gibt uns das Gefühl, wir seien genauso moralisch, wie wenn wir Tugenden erfüllen würden, aber zugleich auch noch kreative Individuen.

Sie nennen in ihrem Buch Beispiele der Allgegenwart der Werte heute, das reicht vom Deofabrikanten, der sich auf Werte wie Frieden und gute Laune beruft, bis zur Idee, einen bindenden „Wertekatalog“ für Zuwanderer in Deutschland einzuführen...

In Deutschland kam diese Idee Ende 2015 auf, als die Frage war, wie kann man die Menschen, die aus fremden Kulturen kommen, besser integrieren, und die Überlegung war, ob es vielleicht ausreicht, dass sie einen Wertekatalog unterschreiben und sich zu Werten, wie zum Beispiel Gleichberechtigung der Geschlechter, bekennen. Erst einmal denkt man, das ist eine schöne Idee, weil in einer solchen Verpflichtung ein bestimmtes Verhalten nahegelegt oder vorgegeben wird. Aber man merkt ja dann auch schnell, dass gar nicht so klar ist: Was sind denn die Werte, auf die man alle Menschen verpflichten kann? Dass so ein Plural etwas sehr Unbestimmtes hat. Wir sprechen gerne von Werten, so untereinander wissen wir dann schon ungefähr, was wir meinen, aber wenn es drum geht, das konkret zu machen, ist es gar nicht so einfach.

Ich glaube, zu der Idee ist es gekommen, weil wir alle schon ein Stück weit gewohnt sind, Werte dann doch so als einzeln verpackte Entitäten zu begreifen von unserem täglichen Konsumverhalten, weil eben sehr viele Marken, sehr viele Hersteller auch damit werben für ihre Produkte, indem sie uns glauben machen, dass in den Produkten bestimmte Werte realisiert werden, dass sie uns die Möglichkeit geben, uns auch allein durch deren Konsum zu Werten zu bekennen und damit auch schon wieder etwas Aktives zu tun. Und weil wir in jedem Supermarkt bestimmte Werte konsumieren können, neigen wir dazu zu glauben, man könnte alle diese Werte so schön untereinander auf eine Liste schreiben und dann kann jemand anderer dazu ver-

„Der Preis ist nicht mehr unbedingt nur ein Indikator für die künstlerische Bedeutung, sondern hat nun auch eine repräsentative Funktion und soll zeigen, wie reich jemand ist“

pflichtet werden, diese Liste zu unterschreiben. So einfach ist es aber natürlich leider nicht.

Sie sehen auch soziale Unterschiede bei den Werten. Sie sprechen zum Beispiel von der „Moralaristokratie“. Was verstehen Sie darunter?

Es ist ja so, dass Werte etwas sind, was man erst realisieren muss, wo man erst die Medien und Formen finden muss, wie und wo man sich dazu bekennen kann, wo es viel um Konsumverhalten geht, dass man über bestimmte Dinge, die man kauft, Werte auch zum Ausdruck bringt. Dann wird ja schon deutlich, dass das Bekennen von Werten nicht voraussetzungslos ist. Also man braucht bestimmte materielle Möglichkeiten dafür. Man braucht Geld, man braucht vielleicht auch Zeit, um ein Wertebekenntnis zum Ausdruck zu bringen; man braucht vielleicht sogar eine bestimmte Bildung oder eine bestimmte Begabung, um diesen individuellen Spielraum, den das Verwirklichen von Werten eröffnet, auch ausfüllen zu können, und insofern sind eben nicht alle Menschen gleichberechtigt in ihren Möglichkeiten, nach ihren Werten zu leben.

Das führt dazu, dass manche sich in der Öffentlichkeit präsentieren können als Menschen, die sehr moralbewusst, sehr „gut“ leben, und andere Menschen das in der Öffentlichkeit überhaupt nicht sichtbar machen können und deshalb schnell auch ins Abseits geraten. Während umgekehrt diejenigen, die die ganze Zeit zeigen können, wie korrekt, wie gut, wie moralisch, wie sinnvoll sie leben, sich insgesamt vielleicht als besser oder als überlegen fühlen und letztlich sogar auf die anderen mit gewisser Arroganz, mit gewissem Dünkel herabschauen und auf diese Art etwas wie eine „Moralaristokratie“ oder ein „Moraladel“ entsteht und auf der anderen Seite etwas wie ein „Moralproletariat“. Die Menschen, die zwar vielleicht völlig korrekt leben im Sinne der Gesetze, die rechtschaffen sind, die auch natürlich immer sagen würden, sie halten sich an Werte oder an Traditionen, sie haben einen starken Begriff von Familie oder von Ehre, trotzdem, weil sie sich eben nicht aufregend interessant in Szene setzen können mit ihren Wertebekenntnissen, vergleichsweise zu bieder, zu harmlos, zu langweilig erscheinen und eine gewisse Abwertung erfahren von anderen Milieus. Das Problem besteht meiner Meinung nach darin, dass man immer gleich den Schluss macht, wer für Werte einsteht ist auch schon ein moralisches Vorbild für andere, so dass den Menschen, die sich hier einseitig hervortun, zu viel Kredit gegeben wird.

Das Phänomen findet man auch in der Kunst. Sie sprechen in ihrem Buch unter anderem vom Berliner

Zentrum für politische Schönheit, das seine Kunst auch mithilfe von Werten vermarktet. In einem Essay, der bei Perlentaucher.de erschienen ist, sagten Sie diesen Sommer ein „Schisma“ der Kunst voraus, wo sich alternative, unabhängige und politische Kunst trennen wird von eben der marktkonformen „Siegerkunst“. Können Sie diese Idee noch einmal erläutern?

Tatsächlich glaube ich, dass es zwei extreme Bewegungen gibt im gesamten Feld der Kunst. Die eine haben wir vorher besprochen, also, dass Kunst vor allem repräsentativen Zwecken zu genügen hat und vor allem durch ihren Preis und ihre Stellung auf dem Markt definiert wird. Und auf der anderen Seite haben wir eine Kunst, die auf dem Markt überhaupt nicht auftaucht. Das kann eine Kunst sein, die von Kuratoren gezielt in Auftrag gegeben oder zumindest ausgewählt wird, oder eine Kunst aus dem Bereich des Politivismus, des „Artivismus“, die vor allem darüber definiert ist, dass sie bestimmte mehr oder weniger aktuelle politische Themen verhandelt, dass sie eben auch eine Form ist, sich zu bestimmten Werten zu bekennen, aber eigentlich ihrerseits nicht mehr unbedingt darüber definiert ist, dass sie jetzt formal oder inhaltlich besonders autonom wäre oder Eigenschaften hätte, die sie als Werke an sich interessant machen oder in irgendeiner Weise in einem spannenden Verhältnis stehen zu dem, was in der Geschichte der Kunst geschaffen wurde. Also eine Kunst, die durch die von außen kommenden Themen definiert ist, so wie die andere Kunst, die auf dem Markt so erfolgreich ist, eben durch den Preis definiert ist, der für sie gezahlt wird.

Das ist das, was ich mit dem Begriff des Schismas versuche zu beschreiben. Das, was in der ganzen Moderne als autonome Kunst selbstverständlich war und zu einer unglaublichen Dynamik, auch an Stilen und an formalen wie inhaltlichen Entwicklungen geführt hat, dass das ausblutet, ausgezehrt wird durch diese zwei zentrifugalen Kräfte, wo die Kunst nicht mehr aus sich heraus bestimmt wird, sondern aus anderen Faktoren heraus, einmal dem Geld und zum anderen der politischen Aufladung.

Wolfgang Ullrich (*1967) lebt in München und Leipzig als freischaffender Autor, Kulturwissenschaftler und Berater. Seine drei letzten Bücher: *Wahre Meisterwerte – Stilkritik einer neuen Bekenntniskultur*; Wagenbach, 2017; *Siegerkunst – Neuer Adel, teure Lust*; Wagenbach, 2016 und *Der kreative Mensch – Streit um eine Idee*; Residenz Verlag, 2016. Er schreibt zudem einen Blog: <https://ideenfreiheit.wordpress.com/>

Seine Konferenz *Siegerkunst* findet morgen, Samstag 4. November um 16 Uhr auf der Art Week im Hall Victor Hugo statt; Eintritt frei.

Espagne-Catalogne

Une brève indépendance catalane

Emmanuel Defouloy, Paris

Elle n'aura duré légalement que quelques instants. Vers 15h30, vendredi 27 octobre, le Parlement régional vote l'indépendance de la Catalogne. Dehors, en plein soleil, des séparatistes s'entreignent et sabrent le cava, le mousseux local. Un homme d'âge respectable dit son émotion devant les caméras : « Je pleure, parce qu'avant de mourir, j'aurai pu voir ça, même si ça ne dure que quelques heures. Et ça, personne ne me l'enlèvera. »

Mais moins d'une heure plus tard à Madrid, le Sénat autorise le chef du gouvernement, Mariano Rajoy, à déclencher l'article 155, c'est-à-dire la mise sous tutelle de la région. Une si brève indépendance qu'on ne peut pas ne pas faire de rapprochement avec celle de 1934¹. Reste que celle de 2017 est bien illégale : selon le gouvernement central, selon la monarchie et selon l'interprétation la plus commune de la Constitution de 1978, qui a pourtant donné une large autonomie aux régions. Au soleil couchant, Rajoy annonce ensuite la destitution du président catalan Carles Puigdemont (qui risque la prison pour « rébellion »), la dissolution du Parlement régional et des élections anticipées pour le 21 décembre. L'État espagnol entend reprendre la main sur l'exécutif et la police de la région, mais pas sur les médias publics catalans. Ce qui tendrait à révéler que Rajoy, dépeint par certains comme répressif, ne rejoue pas le franquisme. Jusqu'à preuve du contraire, et pour paraphraser l'historien Marc Bloch, c'est un homme de son temps. Pas de ses pères.

Il est vrai qu'à l'inverse de Barcelone, Madrid a été soutenu de toute part : par l'Allemagne, la France, le Royaume-Uni... et les Vingt-Huit unanimes. De Guyane, en déplacement avec Emmanuel Macron, Jean-Claude Juncker a dit : « Je ne voudrais pas que demain l'Union européenne se compose de 95 États membres », elle « n'a pas besoin d'autres fissures, d'autres fractures ».

De leur côté, les indépendantistes catalans ont pour eux l'argument de la démocratie. Les élections ré-

« Les centres riches (...) ne veulent plus de pauvres auxquels ils soient liés par un lien durable de solidarité. Les périphéries proches qui étaient des ressources sont très souvent devenues des charges » (Pierre Veltz, *La société hyper-industrielle*)

gionales de 2015 avaient débouché, en sièges, sur une majorité indépendantiste, qui se devait donc logiquement d'appliquer le programme pour lequel elle avait été élue. D'où le référendum organisé le 1^{er} octobre, malgré les pressions de Madrid. Et qui a révélé une Catalogne en fait très divisée : 90 pour cent des votants ont dit oui, mais seuls 43 pour cent des électeurs ont participé au scrutin.

Cette brève sécession catalane est bien un cas particulier. L'Europe d'après 1945 a connu plusieurs déclarations unilatérales d'indépendance, mais toutes liées à des circonstances historiques très exceptionnelles des dislocations de l'URSS et de la Yougoslavie. En Europe de l'ouest, aucune des aspirations à plus d'autonomie n'a franchi le cap de l'indépendance. En Écosse, le référendum de 2014 (accepté par Londres) a rejeté ce choix à plus de 55 pour cent. En Flandre surtout, on pouvait légitimement se demander, après l'instauration en 1993 d'un fédéralisme alors fragile, si la région ne marchait pas vers une quasi-indépen-

dance, du temps du ministre-président Luc Van den Brande (1992-1999). Mais la fédéralisation a progressivement porté ses fruits. Le Vlaams Blok a été condamné pour « racisme » et a dû changer de nom, alors que la nouvelle droite dure flamande (NVA) a accepté de participer au gouvernement fédéral, et après trois décennies de Premiers ministres fédéraux flamands (1979-2011), deux francophones ont accédé à la fonction : le socialiste Elio Di Rupo puis le libéral Charles Michel. Sommet de surréalisme, la RTBF a interrompu ses programmes le 13 décembre 2006 au soir pour annoncer la fin de la Belgique par sécession de la Flandre. Stupeur générale, audience record... Mais tout était faux.

L'Espagne n'est cependant pas la Belgique. La guerre civile de 1936-1939 y a été si dramatiquement meurtrière que la transition démocratique, deux ans après la mort de Franco en 1975, a choisi de ne pas rouvrir les blessures... Du coup, se réveillent-elles violemment aujourd'hui ? Certes, le 1er octobre a été brutal, avec ses blessés et ses visages tuméfiés, mais sans mort. Les « vieux démons » de la Guardia Civil, redoutés par certains, n'ont pas refait surface. Rien à voir en tout cas avec les meurtrières années du terrorisme basque... qui aujourd'hui s'éteignent. Bref, et c'est à souligner, l'Espagne de 2017 n'est plus celle de 1937.

Les semaines à venir diront comment le pouvoir central va gérer la cinquantaine de jours avant le 21 décembre, quelles formes prendra la désobéissance civile revendiquée par certains sécessionnistes... Mais pour revenir aux comparaisons européennes, on peut trouver des points communs aux séparatismes du temps de la mondialisation. Dans un essai dense et original paru début 2017, *La société hyper-industrielle* (La République des idées – Seuil), Pierre Veltz décrit une « hyper-polarisation » entre des pôles très riches tentés de délaisser leurs proches territoires pauvres. Ce qui pourrait être « une rupture historique majeure », écrit l'ingénieur et sociologue : « Les centres riches (...) ne veulent plus de



Carte de la Catalogne (XVII^e siècle)

pauvres auxquels ils soient liés par un lien durable de solidarité. Les périphéries proches qui étaient des ressources sont très souvent devenues des charges ». À tel point que pour Veltz, le vote du Brexit est un « constat de divorce entre Londres et le reste du territoire autant et plus que de défiance envers l'Europe » : « les Anglais ont exprimé le sentiment que Londres les avait depuis longtemps abandonnés pour suivre une autre trajectoire. De fait, 70 pour cent des emplois nouveaux créés au Royaume-Uni depuis 2008 l'ont été dans la métropole du sud-est. Londres fonctionne déjà largement comme une cité-Etat qui mène une « stratégie séparatiste de facto ».

Or qu'observe-t-on dans d'autres régions d'Europe ? En Italie, Lombardie et Vénétie veulent moins payer pour le sud du pays. En France, les territoires ruraux se sentent délaissés par les grandes

métropoles. Quant à la Catalogne, elle représente à cette aune un archétype, tant elle est depuis longtemps la première région économique d'Espagne, et la plus riche. C'est Barcelone qui a organisé les Jeux olympiques de 1992, pas Madrid...

D'où cette hypothèse qui pourra être jugée audacieuse : comme ils n'ont pas encore perdu tout contrôle, les peuples (écossais en 2014, anglais pro-Brexit en 2016) ou les États (espagnol en 2017) réaffirment régulièrement la cohésion interne des ensembles existants, contre les excès du séparatisme. Jusqu'à présent en tout cas, la cohésion l'a toujours emporté sur la sécession.

¹ Romaric Godin, « 6 octobre 1934 : cette si brève indépendance catalane », *Mediapart*, 27 octobre 2017.

Gender-Debatte

Der Aufschrei zu #MeToo

Martin Theobald

Als Mann kann man in dieser Debatte nur verlieren. Eigentlich. Uneigentlich ist da noch Alice Weidel, Fraktionsvorsitzende der nationalkonservativen AfD im Bundestag. Sie hält die in den vergangenen Wochen unter dem Hashtag „MeToo“ geführte Diskussion um männliche Gewalt, männlichen Machtmissbrauch sowie Ungleichbehandlung und Belästigung von Frauen für nachrangig: „Ich glaube“, sagte die rechtsradikale Politikerin in einem Interview mit der *Bild* am Sonntag, „dass dieses Land wichtigere Probleme hat als irgendwelche an den Haaren herbeigezogenen minoren Sexismus-Debatten.“

#MeToo. Ich auch. Es geht dabei um Filmproduzenten Harvey Weinstein, der über Jahrzehnte hinweg Frauen missbraucht haben soll, aber auch um Filmschauspieler Kevin Spacey, der einen Kollegen betatschte, um den deutschen Fernsehkoch Horst Lichter, der es besonders charmant findet, Frauen in seinen diversen Fernsehsendungen als „Liebelein“ zu begrüßen. Es geht aber auch um den evangelischen Bischof Hans-Joachim Kiderlen. Er hatte die SPD-Politikerin Sawсан Chebli auf einer internationalen Konferenz zunächst nicht als Staatssekretärin erkannt und sich dann mit den Worten gerechtfertigt: „Ich habe keine so junge Frau erwartet. Und dann sind Sie auch noch so schön.“ Er folgte damit dem Erziehungs- und Guten-Ton-Diktums, der Knigge-Vorgabe und den Etiketten des Komplimentemachens in Form einer dümmlich unbeholfenen Alt-Herren-Wortwahl, aber auch des gönnerhaften Herabwürdigens. Statt den Mann direkt anzusprechen, machte Chebli den Vorfall später auf ihrer offiziellen Facebook-Seite unter der Überschrift „Unter Schock – Sexismus“ öffentlich. Darf man als Mann nun fragen, warum Sawсан Chebli so lange brauchte, bis ihr Schock seine Worte fand? Warum hatte sie nicht den Mut und das Selbstbewusstsein, Kiderlen direkt auf sein Fehlverhalten hinzuweisen. Damit hätte sie eher eine Verhaltensänderung beim Kirchenvertreter bewirkt, denn nach geraumer Zeit in der Empörungswelle eines Hashtags.

mentemachens in Form einer dümmlich unbeholfenen Alt-Herren-Wortwahl, aber auch des gönnerhaften Herabwürdigens. Statt den Mann direkt anzusprechen, machte Chebli den Vorfall später auf ihrer offiziellen Facebook-Seite unter der Überschrift „Unter Schock – Sexismus“ öffentlich. Darf man als Mann nun fragen, warum Sawсан Chebli so lange brauchte, bis ihr Schock seine Worte fand? Warum hatte sie nicht den Mut und das Selbstbewusstsein, Kiderlen direkt auf sein Fehlverhalten hinzuweisen. Damit hätte sie eher eine Verhaltensänderung beim Kirchenvertreter bewirkt, denn nach geraumer Zeit in der Empörungswelle eines Hashtags.

Das Feuilleton, Kommentarspalten, Diskussionen unter Freundinnen und Freunden empören sich darüber. Über Chebli. Über Weinstein. Doch wie lange wird dieses Mal die Empörung anhalten? Bis die nächste sprichwörtliche Sau durchs Dorf getrieben wird? Bis es einen neuen Aufreger gibt? Vor geraumer Zeit war es der deutsche Politiker Rainer Brüderle, der sich in Altherren-Manier über das Dekolleté einer Journalistin äußerte. Es gab einen Hashtag, es gab eine Kampagne, es gab einen Aufschrei, doch geändert hat sich seitdem nichts. Die Gender-Debatte wurde und wird empört reflexartig erweitert. *Mansplaining*, *Manspredding*, *Lookism*. Es scheint analog zu der Diskussion um Lesben und Schwule zu

Wenn die Empörung keine Stories, keine Bilder, keine Schicksale liefert, wird sie abflauen und der nächsten Empörung Platz machen

verlaufen, die heute queer sein möchte und nicht nur für die Rechte von Homosexuellen kämpfen, sondern für die LGBTQ*- oder LGBTQIA-Menschen eintreten. Was im Berliner Bezirk Schöneberg zum Toiletten-Streit führte, während die eine Fraktion unbedingt eine dritte Kabine einrichten wollte, damit auch Menschen austreten können, die sich ihrer geschlechtlichen Orientierung nicht so sicher sind, möchten andere Fraktionen den Geschlechterzwang ganz und gar über Bord werfen und Unisex-Klos ausschildern.

Dabei muss sich unbedingt etwas ändern, denn jeder Missbrauch ist eine Straftat, ist Gewalt. Verabscheuenswürdig. Punkt. Aus. Und es geht hier nicht nur um den Machtmissbrauch, sondern auch um die Alltagsgewalt. Um die generelle Benachteiligung von Frauen. Und das ist keine „minore Sexismus-Debatte“, sondern ein gesellschaftlich notwendiger Diskurs. Um Macht. Zementierung von Macht. Missbrauch von Macht. Auch um körperliche Gewalt. Um Vergewaltigung. Und auch hier lässt sich wieder eine Analogie zum queeren Lebenswelt knüpfen: je mehr Recht Homosexuellen zugestanden werden, desto stärker ist die Gegenbewegung in Teilen der Gesellschaft, in denjenigen Lebenswirklichkeiten, in denen etwa das Wort „schwul“ als Schimpfwort gilt und in dieser Konnotation salonfähig ist. Die Gewalt gegen Schwule und Lesben nimmt zu. Genau hier müsste die #MeToo-Kampagne ansetzen, um Veränderungen zu bewirken, um der Benachteiligung von Frauen im Alltag, um männlicher Gewalt entgegenzutreten. Doch es bleibt zu befürchten, dass die #MeToo-Empörung das gleiche Schicksal der #Occupy-Empörung ereilen wird. Wenn die Empörung keine Stories, keine Bilder, keine Schicksale liefert, wird sie abflauen und der nächsten Empörung Platz machen. Dann wäre es an der Zeit eine Bestandsaufnahme zu machen, was sich geändert hat. In den Filmstudios von Hollywood wie auf dem Schulhof in Hesperange. Bildlich gesprochen.

Nebenbemerkung: Der Beitrag von Berlinale-Chef Dieter Kosslicks zu #MeToo war, dass er Weinstein bereits vor Jahren von den Berliner Filmfestspielen ausgeladen habe, seine Filme dennoch weiter zeigte. Bischof Kiderlen hat sich inzwischen für seine „unpassende Ansprache und Begrüßung“ entschuldigt und diese bedauert. Politikerin Weidel will ihre Partei für Wählerinnen attraktiver machen. Nur 18 Prozent der AfD-Wähler seien Frauen. „Das ist viel zu wenig“, sagt Weidel. Im Bundestag ist die AfD mit zehn Frauen vertreten und 82 Männern.



Plus de recul

Découvrez le Lëtzebuurger Land en vous abonnant gratuitement durant un mois.

land@land.lu
www.land.lu
téléphone 485757-1

22.11.2017

ticker

soll der Tag sein, an dem der Reigerungsrat die Umsetzung der Anti-Geldwäschebstimmungen auf die Tagesordnung nimmt, genauer gesagt, soll dann das Register für die wirtschaftlichen Nutznießer durch den Regierungsrat. Das sagte Staatsminister Xavier Bettel (DP) vergangenen Freitag bei einem seiner seltenen Briefings. Wie das Register beschaffen sein soll und wer dazu Zugang haben wird, darüber konnte Bettel vergangene Woche keinerlei Aussage machen. ms

Huel se?



Der Unternehmer Will Kreutz und die Moulin Dieschbourg streiten sich um den roten Löwen, wie *Paperjam* berichtete. Kreutz will gegen die Müller aus Echternach klagen, weil er ihnen vorwirft, Kaffee unter dem Namen „De Léiwé Kaffi“ zu vertreiben. Kreutz beansprucht die Nutzung des Roten Löwen für sich, weil er einen nach links gewandten roten Löwen mit Krone und gespaltenem Schwanz als europäische Marke hat eintragen lassen. 2011, so Kreutz, hatte er von der Heraldikkommission im Staatsministerium die Genehmigung zur Nutzung dieses roten Löwen eingeholt und damit zuerst Bierflaschen der Brauerei Simon, Gläser und unter anderem auch Schaumweinflaschen verzieren lassen. Kreutz und die Dieschburger Mühle hatten einen Vertrag über den Vertrieb von Kaffee abgeschlossen und ein Produkt unter dem Namen „Roude

Léiw Boune Kaffi“ lanciert. Dass es einen Vertrag gab, bestätigt Yves Dieschburg gegenüber dem *Land*. Will Kreutz hatte mit einer anderen Firma kompostierbare Espressopads entwickeln lassen, die er mit seinem Logo ausgestattet verkaufen wollte, wie er erzählt. Deshalb wirft ihm Moulin Dieschburg in mehreren Punkten den Bruch des Geschäftsvertrages vor, den sie fristlos gekündigt hat. Die Mühle hat nun Kaffee unter dem Namen „De Léiwé Kaffi“ auf den Markt gebracht. Die Tüten ziert der Kopf eines Löwen in Rot, der wie der nationale rote Löwe nach links schaut und der, je nach Aroma, eine rote, grüne oder blaue Krone trägt. Deshalb wirft ihr Kreutz die unrechtmäßige Nutzung seiner Marke vor. Moulin Dieschburg hat für die neue Produktserie keine Genehmigung bei der Heraldikkommission eingeholt. Die Kommission wacht über die Einhaltung des Gesetzes vom 16. September 1993 über die Emblèmes du Grand-Duché de Luxembourg, in dem steht, dass eine nicht-autorisierte Nutzung, also „à des fins commerciales, industrielles, professionnelles ou publicitaires, sauf dans les cas prévus par les lois et règlements, ou autorisés par le gouvernement“, eine Haftstrafe von acht Tagen bis zu drei Monaten und eine Geldstrafe von 2 500 bis zu 50 000 Franken nach sich zieht. Gegenüber dem *Land* meint Yves Dieschburg, man benutze nicht den „Roten Löwen“, also das nationale Emblem, sondern es handle sich um eine normale Darstellung eines roten Löwen. „Wenn man eine Kuh malt, muss man dafür keine Genehmigung beim Landwirtschaftsministerium einholen“, so Dieschburg. Moulin Dieschburg sieht sich einer Kampagne durch ihren ehemaligen Geschäftspartner ausgesetzt. Der hingegen beharrt darauf, dass seine Marke Roude Léiw seit Jahren etabliert sei und im März 2017 durch das Office Freylinger beim Europäischen Markenamt eingetragen und geschützt wurde. Dagegen, so Kreutz, habe niemand Einspruch eingelegt. Eine neuerliche Genehmigung zur Eintragung der Marke habe er nicht bei der Heraldikkommission beantragt. Kreutz verweist auf die alte Genehmigung. Von Kreutz dem *Land* per E-Mail zugestellt, zeigt sich, dass sie 2010 von der Brasserie Simon beantragt wurde, woraufhin Staatsminister Jean-Claude Juncker (CSV) der

Brauerei erlaubte, den Roten Löwen auf 33-Zentiliter-Bierflaschen abzubilden. Von der Sicherung von Exklusivrechten an einer Marke Roude Léiw ist darin keine Rede. [Abbildungen: Das nationale Emblem, wie in den Anhängen des Gesetzes dargestellt (Auszug Gesetz), De Roude Léiw, wie ihn Kreutz vergangenen März beim europäischen Markenamt hat eintragen lassen (Auszug Zertifikat) und der Löwe in Rot, wie er nun die Kaffeetüten von Moulin Dieschburg ziert (Foto: Webseite Moulin Dieschburg)]. ms



Neues Ranking

Staatssekretärin Francine Closener (LSAP) stellte am Montag die Wettbewerbsfähigkeitsbilanz vor. Luxemburg landet dort im europäischen Vergleich auf einem guten vierten Platz. Allerdings wurde das Konzept vollkommen überholt und 41 der 67 Kriterien, mit denen die Wettbewerbsfähigkeit gemessen wird, sind ganz neu in der Bilanz. Im Bereich Wirtschaft schafft es Luxemburg auf den siebten Platz. Das Großherzogtum schneidet auffallend schlecht ab, was die Zeit zum Starten einer neuen Firma betrifft, in Bezug auf den Körperschaftsteuersatz (ein möglichst niedriger Satz wird positiv bewertet) und was die Rentabilität von Unternehmen der Realwirtschaft angeht. Im Bereich Soziales belegt Luxemburg den ersten Rang, macht sich aber durch ein hohes Armutsrisiko bemerkbar sowie durch die Klassenwiederholungsrate und die negative Entwicklung der Reallöhne in den vergangenen drei Jahren. Im Bereich Umwelt platziert sich Luxemburg nur auf Rang 9. Dies liegt

am hohen Rohstoffverbrauch insgesamt, sowie dem hohen Anteil von Erdöl im Endenergieverbrauch der Haushalte sowie den hohen Treibhausgasemissionen und der Müllproduktion. ms

Berlin, Berlin

Nachdem sich Luxair den Zuschlag für die Verbindung Saarbrücken-Berlin gesichert hat, die durch die Insolvenz von Air Berlin frei wurde, hob diese Woche die erste Easyjet-Maschine vom Findel Richtung deutsche Hauptstadt ab. Easyjet fliegt dreimal wöchentlich ab Luxemburg nach Berlin und zurück. ms

Yves Bouvier

Comme l'a révélé la presse suisse suivie par le *New York Times*, Yves Bouvier, actionnaire majoritaire du Freeport luxembourgeois, vient de vendre son entreprise genevoise Natural Le Coultre, spécialisée dans le stockage, l'emballage et le transport d'œuvres d'art. Ses trois ports francs à Genève, Singapour et au Luxembourg ne font pas partie de cette transaction dont le montant n'a pas été divulgué. Asphyxié par un imbroglio judiciaire qui l'oppose à l'oligarchie russo-monégasque Dmitri Rybolovlev et par une enquête du fisc suisse, Bouvier semble avoir besoin de liquidités. Dans une interview accordée au quotidien lausannois *Le Temps*, il explique vouloir dorénavant se concentrer exclusivement sur les ports francs. En avril 2015, Yves Bouvier avait dû sortir du CA du Freeport luxembourgeois. « Il est de notoriété publique que Monsieur Bouvier est éventuellement d'accord pour se séparer de ses actions, avait déclaré le nouveau président du Freeport, Robert Goebbels, en avril 2016. Mais c'est à lui d'en décider. Il cédera comme bon lui semble et pour le prix qu'il négociera ». Bouvier semble se donner le temps... bt



Bio ? No !



D'après les statistiques officielles, seulement 3,2 pour cent des surfaces agricoles luxembourgeoises sont exploitées par des paysans bios. C'est très peu : La Wallonie et l'Allemagne en comptent 6,3 pour cent, tandis que le leader européen, l'Autriche, en est à vingt pour cent. Cette réticence est d'autant plus étonnante que les Luxembourgeois, aux portefeuilles bien remplis, sont parmi les principaux consommateurs de bio en Europe. Alors pourquoi, face à ce déséquilibre entre offre et demande, les paysans luxembourgeois ne s'engouffrent-ils pas en masse dans la niche bio ? C'est à cette question que deux étudiantes de l'Université für Bodenkultur Wien ont tenté de trouver une réponse dans le cadre d'un travail de *bachelor*, co-financé par Bio-Lëtzebuerg, le lobby du secteur agraire biologique.

Les deux agronomes de Vienne ont envoyé un questionnaire standardisé de dix pages à 349 agriculteurs. Les réponses donnent à voir la persistance d'une réticence : 51 pour cent répondent qu'une conversion biologique de leur entreprise était « hors question », tandis que 27,5 pour cent n'y ont « pas encore réfléchi ». Alors que le rapport Rifkin pose la finalité de « cent pour cent » de produits biologiques, le Luxembourg est loin du compte : seulement 16 pour cent des répondants disent réfléchir à la possibilité de se convertir au bio, tandis que 2,3 ont décidé de s'y lancer. Ce résultat très majoritairement anti-bio se reflète également dans les habitudes de lecture du milieu agricole : 95,7 pour cent des sondés disent lire régulièrement ou occasionnellement le *Letzebuurger Bauer*, organe officiel de la Centrale paysanne. bt

Globalement insuffisant

Publié le 20 octobre, le quatrième cycle d'évolution du Groupe d'États contre la corruption (Greco) conclut à « un très

faible niveau actuel de conformité avec les recommandations » et donne une note « globalement insuffisante » au Luxembourg. En effet, sur les quatorze recommandations publiées en 2013, seules quatre ont depuis été mises en œuvre « de façon satisfaisante ». Dans la ligne de mire du Greco : la prévention de la corruption des parlementaires, des juges et des procureurs.

Le Greco regrette que les députés n'aient « pu trouver un accord pour faire progresser les règles et leur politique interne sur des sujets aussi importants que le contenu des déclarations de revenus, intérêts et du patrimoine, ou encore concernant les contacts avec les tiers. » Ainsi, il n'y a pas eu d'avancées concernant l'extension des déclarations patrimoniales aux conjoints et membres de la famille à charge : « Malgré les efforts du Président de la commission [des Institutions et de la Révision constitutionnelle, c'est-à-dire Alex Bodry (LSAP), *ndlr*], une majorité des députés a persisté dans son opposition », note le Greco. Idem sur une clarification des « règles sur la façon dont les députés doivent se comporter avec les tiers qui cherchent à influencer sur les travaux du pouvoir législatif. » Étant donné la définition très large de la notion de « groupement d'intérêts », la mise en œuvre de la recommandation du Greco serait, selon les députés, « très problématique ». Ce à quoi le Greco répond que, « contrairement à ce que semble penser la Chambre, le but de cette recommandation n'est pas d'empêcher de tels contacts, mais de les rendre plus transparents et plus résistants aux influences qui peuvent viser divers volets de l'activité parlementaire. »

Quant à la prévention de la corruption des juges, le ministère de la Justice accuse un sérieux retard. Au printemps, le ministère a décidé de réformer la Justice sans attendre la fin d'une révision constitutionnelle qui s'éternise. Les avant-projets de loi, qui prévoient la création d'un Conseil suprême de la Justice et l'inscription de l'indépendance du Parquet, sont donc toujours en cours d'élaboration au sein du ministère sans qu'aucune date de dépôt au Parlement n'ait été fixée. Le Greco attend donc de voir, mais pointe d'ores et déjà les risques liés à « l'attribution de dossiers à des experts ou professionnels chargés de mesures d'administration judiciaire liquidation/redressement judiciaire ». bt

VW soll via Luxemburg Steuern gespart haben. Dass das die meisten Beteiligungsgesellschaften tun, erkennt indirekt auch der Finanzminister an

Steuerskandal VWXYZ

Michèle Sinner

Hatte es tatsächlich ein paar Monate keinen neuen „Skandal“ in der „Steueroase Luxemburg“ gegeben? Vergangene Woche war es wieder soweit. Der *Spiegel*, *Mediapart* und das Journalistenkollektiv EIC berichteten, der Autokonzern Volkswagen (VW), an dem das deutsche Bundesland Niedersachsen eine Beteiligung von 20 Prozent hält, habe ein Gesellschaftsgeflecht in Luxemburg aufgebaut, um Steuern in Deutschland und anderen EU-Ländern zu vermeiden.

Im Zentrum ihrer journalistischen Ermittlungen standen zwei Gesellschaften: Volkswagen Finance Luxembourg SA (VFL) und Volkswagen International Luxembourg SA (VIL). Beide Gesellschaften wurden 2012 gegründet. VFL ist die Gesellschaft, in der VW die Beteiligungen an großen Teilen des Konzerns konzentriert hat, von Bentley, Seat und Skoda über Volkswagen Brasilien, Frankreich, China bis nach Australien und Indien. Ende 2016 belief sich der Buchwert dieser Beteiligungen auf 4,9 Milliarden Euro. VFL hat von diesen Beteiligungen seit der Gründung 5,8 Milliarden Euro Dividenden kassiert und. An die Konzernzentrale von VW in Wolfsburg hat sie hingegen nur 3,5 Milliarden Euro als Dividenden weitergeleitet.

Keine zwei Millionen Euro Steuern hat VFL, die mit VIL eine steuerliche Einheit bildet, in den fünf Jahren ihrer Existenz bezahlt. Das liegt daran, dass die Dividenden, die in den Herkunftsländern nach Abzug der Steuern vom Gewinn übrigbleiben, in Luxemburg nicht noch einmal besteuert werden. Der Vorwurf der Journalisten an VW: Hätte der Konzern diese Dividenden direkt nach Deutschland überwiesen, wären dort Steuern angefallen. VFL hat darüber hinaus der Finanzierungsgesellschaft VIL einen zinsfreien, wandelbaren und ungesicherten Kredit (ICLN) mit einer Laufzeit von zehn Jahren gewährt. Ursprünglich belief sich dieser ICLN auf 1,1 Milliarden Euro. VIL reicht diese Kredite weiter an die operativen Konzerntöchter. Ende 2016 hatte die Finanzierungsgesellschaft so zwölf Milliarden Euro Kredit verteilt. Auf diesen Krediten zahlten die Konzerntöchter bis Ende vergangenen Jahres 352 Millionen Euro Zinsen an VIL. Der Vorwurf der Journalisten in Deutschland und Frankreich: Diese Zinsen können die jeweiligen Konzerntöchter als Kosten vom versteuerbaren Gewinn absetzen.

Allein vergangenes Jahr kassierte VIL von Schwesterfirmen im Konzern rund 187 Millionen Euro Zinsen. Im Gegenzug verbuchte VIL rund 184 Millionen Euro „Zinszahlungen“ in den Ausgaben. Denn da, beziehungsweise obwohl der ICLN ja eigentlich ein zinsfreier, in Aktien umwandelbarer Kredit von VFL an VIL ist, legt VIL eine Reserve an, um VFL eine Wandelprämie auszahlen zu können, falls VFL den Kredit tatsächlich in Aktien umwandelt. Von den 184 Millionen Euro von VIL vergangenes Jahr verbuchten Zinszahlungen entsprechen 168 Millionen Euro Rückstellungen zur Auszahlung dieser Wandelprämie. Nach diesen Rückstellungen blieb VIL ein Gewinn von etwas mehr als zwei Millionen Euro zu versteuern.

In der Zusammenfassung ergibt die *Land*-Lektüre der Bilanzen von VFL und VIL demnach folgendes Bild: Bis Ende vergangenen Jahres hat VFL den zinsfreien Kredit an VIL auf 9,6 Milliarden Euro erhöht. Von anderen Einheiten der VW-Gruppe hatte sich VIL bis Ende 2016 weitere 4,6 Milliarden Euro geliehen, um auf der anderen Seite zwölf Milliarden Euro Kredite an andere Konzernteile zu vergeben (was fast den Ausgaben des Luxemburger Staates eines Jahres entspricht). Darauf hat VIL 352 Millionen Euro Zinsen kassiert, die nicht nur von den anderen Konzerneinheiten vom Gewinn abgesetzt werden, wie das *Spiegel* und Co berichteten, sondern wovon VIL vor allem rund 300 Millionen Euro in der Reserve für die Auszahlung der eventuellen Wandelprämie an VFL angespart hat und dadurch vor der Besteuerung schützt.

Gegenüber den Journalisten des *Spiegel* bestritt die VW-Gruppe nicht einen Steuervorbescheid, ein so genanntes Ruling, von der Luxemburger Steuerverwaltung bekommen zu haben. Tatsächlich gibt es in den Bilanzen Passagen, die inhaltlich an das Ruling der Finanzierungsgesellschaft eines anderen Autokonstruktors erinnern, an das von Fiat Finance and Trade (FFT). Darin ging es unter anderem darum festzustellen, welchen Zinssatz FFT auf den Krediten an die operativen Einheiten des Fiat-

Chrysler-Konzerns verrechnen sollte, und dazu wurde unter anderem eine Abschätzung der Risiken vorgenommen, denen FFT ausgesetzt sei. Die Steuerberater von FFT kamen zur Schlussfolgerung, das Risiko für FFT sei gering, da die Gesellschaft nur Geld an Einheiten der Fiat-Gruppe verleihe und deshalb nur wenig Zinsen verlangen müsse (die EU-Wettbewerbsbehörden sind anderer Meinung und verlangen von FFT, Steuern nachzuzahlen).

Im Management-Bericht der Geschäftsführung von VIL heißt es unter anderem: „Since VIL grants loans in principle only to VW-Group companies the credit risk is limited to the overall VW default risk.“ Überhaupt geht es im Bericht hauptsächlich darum, welchen Risiken die Gesellschaft ausgesetzt ist. „Main business risks of the company are the financial risks such as credit risks, liquidity risk, interest rate risk and currency risk.“ Auch von der Verwandlung der Laufzeiten ist dort die Rede, zwischen kurzfristigen und langfristigen Zinssatzungsperioden. Kredit-, Liquiditäts- und Zinsrisiken? Das klingt alles sehr nach Bankenvokabular, und daher drängt sich wie bei FFT oder bei der insolventen Holding Espirito Santo der Verdacht auf, dass es sich bei VIL um eine Schattenbank handelt, also eine Gesellschaft, die den Aktivitäten eines Kreditinstituts nachgeht, ohne dass sie den Aufsichts- und Kapitalregeln von Banken unterliegt.

Doch laut Finanzminister Pierre Gramegna (DP) handelt es sich beim Firmenkonstrukt von VW eher nicht um eine Schattenbank sondern schlicht um ein reines Steuerplanungsmodell. Denn im April veröffentlichte das Komitee für systemische Risiken, dessen Präsident Gramegna ist, ohne viel Werbung dafür zu machen, eine bemerkenswerte Analyse über das Schattenbankwesen in Luxemburg. *Analysis on the shadow banking content of captive financial companies in Luxembourg* ist deshalb so interessant, weil es die erste detaillierte Analyse zum Schattenbankwesen in Luxemburg überhaupt ist und die beiden Autoren nicht nur Makrodaten analysiert haben (von denen es bisher auch recht wenig gab), sondern Mikrodaten aus den Firmenbilanzen durchkämmt haben, um das Volumen des Schattenbankwesens in Luxemburg zu ermitteln.

Sie sind dabei nach den Kriterien des Financial Stability Board vorgefahren und haben zwischen zwei Sorten Finanzierungsgesellschaften, immer mit einer Bilanzsumme von mindestens 500 Millionen Euro, unterschieden. Solchen, die zu einem Konzern der Realökonomie gehören, die zur Aufgabe haben, Geld innerhalb dieses Konzerns umzuverteilen und in einem geschlossenen System funktionieren. Und solchen, die an eine regulierte Finanzgesellschaft, eine Bank oder Versicherung angeschlossen sind und von denen deshalb in den Augen der Finanzaufsichtsbehörden in Krisenzeiten eine besonders hohe Ansteckungsgefahr für das Finanzsystem ausgeht. Für die Autoren besteht die gute Nachricht darin, dass es von Letzteren nur 43 mit einer Bilanzsumme von insgesamt 50,9 Milliarden Euro gibt (Luxemburgs Bip betrug vergangenes Jahr 54 Milliarden Euro) – weit weniger als befürchtet. Denn seit der Insolvenz von Espirito Santo, als der portugiesische Staat einsprang, um die gleichnamige Bank mit Steuergeldern zu retten, geht die Angst um, Luxemburg müsse in einem solchen Fall die Zeche zahlen. Die Bank gehörte einer Luxemburger Holding, die bei der EZB sogar den Status einer „bedeutenden“ Finanzinstitution hatte. Doch in ihrer dürftigen Bilanz gab es Unregelmäßigkeiten, insbesondere in Bezug auf den Fremdverschuldungsgrad, die wesentlich zum Untergang des Esperito-Santo-Imperiums beitrugen (*d'Land*, 10.10.2014).

Von den anderen, also Soparfis mit einer Bilanzsumme von mindestens 500 Millionen Euro, die zu einem Konzern aus der Realwirtschaft gehören, haben die Autoren 1 471 mit einer Bilanzsumme von insgesamt 5 975,6 Milliarden Euro gefunden. Zu dieser Captive-Gattung heißt es im Bericht des Komitees für systemische Risiken ohne falsche Scheu: „Soparfi are mainly set up in Luxembourg for financial engineering and tax planning purposes. Since Soparfi fall under the general income tax law, they

VW schützt 300 Millionen Euro Zinsen auf internen Krediten als Rückstellungen für eine Wandelprämie in der Bilanz von VIL vor der Besteuerung

can benefit from the provisions of an extensive double taxation treaty network concluded by Luxembourg, and from the European Union (EU) directives on the common systems of taxation applicable in the EU (such as the Parent-Subsidiary directive and the Interest and Royalty directive).“ Gegenüber dem *Spiegel* hat VW argumentiert, man sei in Luxemburg, um eine doppelte Besteuerung der Dividenden zu verhindern. Im Schattenbankbericht heißt es weiter: „The Soparfi is subject to the corporate income tax, but dividends and capital gains from participating interests may also be exempted from withholding tax under certain conditions.“

Im Schattenbankbericht bestätigt man auch den Verdacht der ausländischen Journalisten, dass es sich bei diesen Firmen um reine Briefkastengesell-

schaften handle: „Most captive financial companies are run from a foreign head office and have virtually no physical presence in Luxembourg.“ Dass die Soparfis inzwischen zur größten Steuerzahlergruppe avanciert sind, ist den Autoren offensichtlich entgangen: „Although the sector provides some spillover effects through the financial services industry, the directs links of these entities with the domestic economy are limited as most of the activity of the group to which they belong takes place outside Luxembourg.“ Diese Gesellschaften, so die Autoren, würden hauptsächlich genutzt, um Gelder über Luxemburg zu anderen Konzerneinheiten zu schleusen, und sie gehörten zu Rohstoffgesellschaften, Lebensmittelkonzernen, Pharma- oder Telekomfirmen.

Möglicherweise auch zu Automobilkonstrukteuren? Vielleicht verläuft die Trennlinie zwischen Schattenbankwesen und Steueroptimierung auch nicht so klar. Denn zum Automobilhersteller VW gehören auch die konzerneigene Bank und eine Leasinggesellschaft. Ende 2016 hatte VIL der Volkswagenbank und der Leasinggesellschaft insgesamt 2,2 Milliarden Euro Kredite gewährt, beziehungsweise Anleiheinstrumente abgekauft. Eine Verbindung zum Finanzwesen besteht also durchaus.

Wie sie es eigentlich auch bei anderen Soparfis gibt, wenn diese beispielsweise an der Luxemburger Börse Anleihen ausgeben, um die Kredite an ihre Schwestergesellschaften zu finanzieren – auch wenn dies nicht unter die engen Kriterien des Schattenbankwesens des FSB fällt. Das Komitee für systemische Risiken interessiert sich nur für die Ansteckungsgefahr, die von Finanz-Soparfis ausgeht, nicht für das Reputationsrisiko. Aber wenn sogar die Autoren des Schattenbankberichts für das von der Zentralbank verwaltete und vom Finanzminister präsierte Komitee finden, alle Soparfis seien Briefkastengesellschaften ohne Substanz, nur zum Durchschleusen von Geld da, wer soll dann der Regierung im Ausland abkaufen, dass Luxemburg nur noch steuerlich saubere Finanzdienstleistungen exportieren will? Das ist ungefähr so glaubhaft, als würde VW behaupten, nur abgasfreie Autos zu produzieren.



Wenn die Luxemburger Regierung behauptet, es würden nur noch steuerlich einwandfreie Finanzdienstleistungen exportiert, ist das in etwa so glaubwürdig, als würde VW behaupten, nur abgasfreie Autos zu produzieren



Finanzminister Pierre Gramegna (DP) hatte in einem Rundfunkinterview eingeräumt, dass die Umklassierung verheirateter Grenzpendler höhere Steuereinnahmen bringen wird

Letzte Frist für Steuergerechtigkeit

150 000 verheiratete Junggesellen

Romain Hilgert

Bis zum Dienstag dieser Woche sollten rund 150 000 verheiratete Arbeiter, Angestellte und Rentner dem Steueramt mitteilen, ob sie eventuell damit einverstanden seien, künftig wie Junggesellen besteuert zu werden. Sie werden dann von der günstigeren, die Hausfrauenehe bezuschussenden Steuerklasse 2 in die teurere Basisklasse 1 zurückversetzt. Der Grund: Sie arbeiten oder arbeiteten zwar hierzulande, sie wohnen aber in Lothringen, Wallonien, Rheinland-Pfalz oder dem Saarland.

Der Vorsteher des Steueramts RTS Non-Résidents hatte allen verheirateten Grenzpendlern in einem Lohnarbeitsverhältnis oder in Rente Anfang Oktober einen Brief geschrieben, in dem er ihnen die drohenden Steuererhöhungen ankündigte. Gleichzeitig bot er ihnen an, unter gewissen Bedingungen eine „Angleichung“ an die „Ansässigen“ zu beantragen, damit sie in ihrer bisherigen Steuerklasse bleiben und weiter vom Ehegattensplitting der Klasse 2 profitieren können. Voraussetzung ist, dass sie mindestens 90 Prozent all ihrer Einkünfte hierzulande verdienen oder nicht mehr als 13 000 Euro jährlich im Ausland. Aufgrund eines bilateralen Steuerabkommens müssen belgische Grenzpendler nicht 90 Prozent des Einkommens des Antragstellers in Luxemburg verdienen, sondern weiterhin 50 Prozent des Haushaltseinkommens.

Derzeit werden über 95 000 hierzulande arbeitende Grenzpendler in der Steuerklasse 2 mit gemeinsamer Veranlagung von Verheirateten und Ehegattensplitting besteuert, wenn sie über 50 Prozent des gesamten Haushaltseinkommens in Luxemburg verdienen. Weitere 46 410, darunter auch Verheiratete, die hierzulande weniger als 50 Prozent ihres Einkommens verdienen, in der Steuerklasse 1a. Allerdings war es dem Steueramt kaum möglich, das Haushaltseinkommen im Ausland wohnender Familien zu überprüfen.

Um die Entscheidung der Angeschriebenen zu vereinfachen, bietet das Steueramt ein Rechenprogramm auf der Internetseite des Staats an. Wenn man dort seine Einkommen eingibt, kann man sich ein Bild davon machen, wie viele Steuern man bei der gemeinsamen oder der individuellen Veranlagung zahlen muss. Manche Grenzpendler, die bisher ihre ausländischen Einkommen dem Steueramt nicht mitteilen wollten, zögern aber bei der Benutzung des Simulators, weil sie befürchten, dass der Staat Geld zurückverlangen könnte.

Bisher besteuerte man verheiratete Beschäftigte, die hierzulande oder im Ausland wohnten,

gleich und ging im Zweifelsfall vom gängigen Rechtsprinzip aus, dass auch Grenzpendler ehrlich sind, bis das Gegenteil bewiesen ist. Nun kehrten Regierung und Parlament das Prinzip um und gehen davon aus, dass alle Grenzpendler Junggesellen oder Steuerbetrüger sein können, bis sie den Beweis des Gegenteils erbracht haben.

In den Briefen wurden manche Grenzpendler aufgefordert, bis zum 31. Oktober einen vom Steueramt auf der Grundlage der bisherigen Steuerschuld vorgeschlagenen Steuersatz gutzuheißen oder die Steuerklasse 2 unter Vorlage aller Einkommensbelege zu beantragen. Wer dies nicht tut oder nicht antwortet, wird automatisch als Junggeselle in Steuerklasse 1 besteuert. Um der Antragsflut Herr zu werden, forderte das Steueramt alle Angeschriebenen auf, ihre Anträge über Internet auf der Webseite *guichet.lu* einzureichen. Weil die meisten Grenzpendler keine Luxtrust-Kunden sind, wird sogar auf die gängige Datensicherheit verzichtet.

Seither standen die Telefone des Steueramts nicht mehr still. Dutzende Beamte waren abkommandiert, um die besorgten Anfragen zu beantworten und so gut es geht, auf die oft komplexen Einzelsituationen zu reagieren. Zehntausende Betroffene, die sich keine Steuerberater leisten, suchten im Internet beim Steueramt und in den Diskussionsforen von Grenzpendlern nach Erklärungen oder fragten morgens während der Bahnfahrt bei

Mitreisenden um Rat, ob die gemeinsame Veranlagung oder die Individualbesteuerung in ihrem besonderen Fall günstiger wird.

Die politische Reaktion hält sich dagegen in Grenzen. Als die Regierung 1991 in einer ähnlichen Aktion 46 900 Alleinerziehende, Verwitwete, getrennt Lebende, Geschiedene, Unterhaltspflichtige, Junggesellen über 65 Jahre und verschiedene Grenzpendler aus den damaligen Steuerklassen II und III in die ungünstigeren Klassen 1 und 1a zurückversetzte, gründeten aufgebrachte Betroffene eine Action fir eng méi mënschlech Steuerreform und ein Komitee Alleinerzieher für gerechtere Besteuerung, sammelten Unterschriften, organisierten zwei Protestkundgebungen und schockten CSV-Finanzminister Jean-Claude Juncker noch vor der Erfindung von Facebook und Twitter mit unflätigen Beschimpfungen und Drohungen. Gegen die ersatzlose Abschaffung des Kindergelds von Grenzpendlern für Kinder über 18 Jahre hatten die Gewerkschaften im September 2010 eine gut besuchte Kundgebung organisiert.

Diesmal hatten die Gewerkschaften, die als einzige die Umklassierungen beanstandeten, lediglich dem Kammerpräsidenten eine Unterschriftensammlung mit der vorsichtigen Bitte überreicht, die Reform aufzuschieben, bis alle Unklarheiten beseitigt sind. Daraufhin hatte die Regierung etwas nachgegeben und in das Haushaltsgesetz für 2018 eine Änderung der Artikel 3ter und 157ter

Die „Gleichstellung von Einheimischen und Grenzpendlern“ bei der Einkommenssteuer war nie Gegenstand der öffentlichen Debatte, stand nie in einem Wahlprogramm

des Einkommensgesetzes gepackt. Wenn das Parlament sie nächsten Monat verabschiedet, werden verheiratete Grenzpendler auch dann nach Steuerklasse 2 besteuert, wenn ihr ausländisches Einkommen mehr als zehn Prozent beträgt, vorausgesetzt, dass dies weniger als 13 000 Euro ausmacht. Dies gilt beispielsweise für Bezieher niedriger Einkommen, die eine Wohnung vermieten, oder für Rentner, die in zwei Ländern arbeiten und zwei Renten beziehen.

Als zweites Zugeständnis dürfen die Betroffenen nun bis Ende März nach Ablauf des Steuerjahrs ihre Entscheidung ändern, ob sie gemeinsam oder individuell veranlagt werden wollen. Dadurch bleibt ihnen Zeit abzuwarten, wie sich ihre Einkommenslage entwickelt hat. So wurde auch die Frist bis zum 31. Oktober aufgeweitet, binnen der sie dem Steueramt antworten sollten. Das Steueramt hatte diese Frist festgesetzt, um Zeit für die Bearbeitung der Anträge und für den Druck von Hunderttausenden von Steuerkarten zu gewinnen.

Die Regierung nutzte bei der vor einem Jahr verabschiedeten Steuerreform die symbolische Einführung der von Frauenorganisationen geforderte Individualbesteuerung Verheirateter als Vorwand, um „im Zeichen der Gleichstellung von Einheimischen und Grenzpendlern“, so Berichterstatterin Joëlle Elvinger (DP), eine gewisse Kulanz bei der Besteuerung verheirateter Grenzpendler aufzugeben. Dass das Steueramt bei der Berechnung des Haushaltseinkommens mancher Grenzpendler und wohl vor allem der besser verdienenden nicht von allen ausländischen Einkünften wusste, schien unvermeidlich. Aber

andererseits zahlen Grenzpendler auch Steuern mit denen hiezulande Schulen und Krankenhäuser gebaut werden, die sie nie benutzen, gar nicht zu reden von den ständigen Versuchen der vergangenen Jahre, sie bei den Studienbörsen, den *Chèques-services* und anderen sozialstaatlichen Leistungen zu pressen. Durch die kulante Besteuerung konnten die Betriebe auch attraktivere Nettolöhne auf Kosten des Staats bieten.

Zudem erlaubte diese Kulanz, den Verwaltungsaufwand bei der Besteuerung in Grenzen zu halten. Damit ist es nun vorbei, wie nicht nur die 150 000 Briefe und der Ruf nach umfassenden Einkommensbelegen zeigen. Die Saliariatskammer hatte vor einem Jahr in ihrem Gutachten zur Steuerreform vorgerechnet, dass verheiratete Grenzpendler künftig nach fünf verschiedenen Regeln besteuert werden sollen, das Ganze multipliziert mit drei verschiedenen bilateralen Steuerabkommen und nun auch noch der neuen 13 000-Euro-Klausel.

Finanzminister Pierre Gramegna (DP) hatte in einem Rundfunkinterview eingeräumt, dass die Umklassierung verheirateter Grenzpendler höhere Steuereinnahmen bringen wird. Doch wenn die Lohnsteuer laut *Budget plurinannuel 2018-2021* binnen vier Jahren um fast die Hälfte von heute 3 460 Millionen Euro auf 5 035 Millionen Euro im Jahr 2021 steigen soll, macht der Haushaltsentwurf keine Angaben darüber, wie viel von dieser Steigerung durch eine wachsende Zahl von Beschäftigten, durch die Inflation, durch Lohnerhöhungen und wie viel durch eine stärkere Besteuerung der Grenzpendler verursacht wird.

Das nun mit großem Aufwand erfüllte Bedürfnis nach einer „Gleichstellung von Einheimischen und Grenzpendlern“ bei der Einkommenssteuer kommt aus heiterem Himmel. Denn seit der Einführung der heutigen Steuerklassen vor bald 30 Jahren war es nie Gegenstand der öffentlichen Debatte, dass Grenzpendler gegenüber Einheimischen im Vorteil wären. Eine entsprechende Reform stand in all den Jahren nie in einem Wahlprogramm, nicht einmal in den Programmen nationalistischer Spinner. Auch im immerhin 202 Seiten langen Regierungsprogramm von 2013 wird kein Wort über eine angebliche Benachteiligung ansässiger Lohnsteuerzahler verloren. So dass sich die Annahme aufdrängt, dass der nun den Grenzpendlern aufgezwungene Informationsaustausch auch die Revanche für den dem Staat aufgezwungenen Informationsaustausch bei der Betriebsbesteuerung ist.



Anders als 1991 und 2010 bleiben die politischen Reaktionen weitgehend aus



Photos de Martin Linster dans les archives du *Land* : La bibliothèque ravagée de Sarajevo, 1994 ; une des dernières maisons de la place de l'Étoile, début des années 2000 ; Luc Frieden, alors âgé de 34 ans, ministre CSV de la Justice et du Budget en 1998 ; le Premier ministre Jean-Claude Juncker (CSV) lors du référendum sur la Constitution européenne en 2005 ; manifestations contre les expulsions de demandeurs d'asile déboutés en 2001 ; enfant réfugié au foyer du Marienthal en 2002 ; au Malawi en 2009 ; policiers et étudiants en face-à-face lors des manifestations contre le projet de loi n°5611 de François Biltgen (CSV) en 2006 (de gauche à droite et de haut en bas)

Mort du photojournaliste Martin Linster (1956-2017)

Un œil se ferme

josée hansen

Il fallait le voir en action. Comme lors de cette matinée automnale du 16 novembre 2006. Devant le ministère du Travail et de l'Emploi, au Rousegärtchen, des milliers de jeunes, élèves et étudiants, s'étaient rassemblés, furieux contre le ministre de l'époque, François Biltgen (CSV) et son projet de loi n°5611, qu'ils voyaient comme une précarisation de leurs futurs débuts professionnels. François Biltgen et son Premier ministre Jean-Claude Juncker (CSV) avaient surtout très mal communiqué en amont du projet de réforme, estimant que « les jeunes d'aujourd'hui » restaient de toute façon à l'« hôtel Mama » jusqu'à trente ans et préféraient aller en vacances après le bac plutôt que de s'inscrire à l'Adem. L'ambiance était explosive, Martin Linster était là, excité par l'adrénaline que procurent les manifestations, si rares au Luxembourg.

Il était dans la foule, saluait les jeunes, prenait en photo leurs doigts d'honneur à l'encontre du pouvoir, sympathisait avec cette rage juvénile de ne pas se laisser faire. Lorsque la foule commençait à jeter toutes sortes de projectiles en direction des forces de l'ordre postées à l'entrée du ministère, les journalistes se retranchaient dans le SAS entre les deux portes en verre. Martin Linster n'arrêtait pas de prendre des photos – après avoir salué les policiers, aussi – et prit, par la vitre, ces incroyables images de restes de jaunes d'œufs qui dégoulinent sur le logo du ministère. Sans conteste, Martin Linster était un photographe de guerre. Même au paisible Luxembourg.

Pour le comprendre, il fallait avoir discuté avec lui de la Yougoslavie, des guerres des Balkans, du démantèlement d'un pays, de Dubrovnik, de Srebrenica, de Sarajevo

et de sa bibliothèque ravagée. Il a fait de multiples voyages dans la région durant les années 1990, certains en compagnie de son ami Boris Kremer. Ils y ont documenté la destruction, vu la haine et la mort. Cela le marquera à vie, lui, le fan des grands reporters de guerre comme James Nachtwey à l'époque. Il voulait toujours retourner dans des zones de crise, parlait de l'Afghanistan, de l'Irak ou de la Syrie – mais il n'en avait plus la force à la fin.

Né au Congo belge dans une fratrie de six enfants, il s'est lancé dans la photographie lorsque la famille s'est installée au Luxembourg, enchaînant les apprentissages auprès de photographes professionnels et les assistances dans des agences ou sur des projets – comme la grande exposition sur les 150 ans d'indépendance du grand-duché, en 1989 au Limpertsberg. Martin Linster avait des compétences sociales exceptionnelles, parlait à tout le monde – de l'homme politique en passant par l'agent de la circulation, de la commerçante du coin au directeur de banque qu'il connaissait de sa jeunesse. Ses métiers alimentaires, notamment en tant que serveur dans des bars branchés, avaient encore élargi ses connaissances, ce qui lui permit de connaître les rumeurs avant tout le monde et de toujours savoir à qui demander un renseignement ou un droit d'entrée.

Il n'était donc que normal que son chemin allait le mener tôt ou tard vers le photojournalisme. Il s'y lança d'abord en tant que *free-lance* au *Gréngespoun* (devenu *Wöxx* depuis), avant de rejoindre le *Land* en 1997. Il en devint le premier rédacteur photo dans l'histoire alors déjà plus que quadragénaire de l'habdomadaire et ses photos originales nous

enthousiasmèrent tellement qu'en 1999, la nouvelle maquette conçue par Vidale-Gloesener allait accorder une place prépondérante à la photo. Désormais, sur presque la moitié des pages rédactionnelles, ses images apportaient une touche d'humanité, un autre niveau de lecture, parfois même de l'ironie.

Martin avait de l'empathie pour ses sujets, que ce soient des enfants réfugiés ou des ministres, les humanisait ou les démasquait. Sa photo de la famille grand-ducale tout sourire parce qu'il avait glissé sur leur tapis est restée célèbre – même en tombant, il n'oublia pas de prendre la photo. Il cherchait toujours un angle original – n'hésitant pas à s'asseoir dans la boue s'il le fallait – et la composition qui faisait sens, jouant avec les ombres de ce noir et blanc si marquant de son travail, faisant référence à un tableau de Rodchenko ou une photo d'Edward Steichen. Il se moquait des amoureux de la technologie, de ces jeunes qui achetaient d'abord cinq objectifs avant de prendre leur première photo, car lui n'avait qu'un seul boîtier et un seul objectif de 50 mm. En photographie, sa nervosité naturelle devenait une qualité, Martin était souvent plus rapide et plus souple que ses camarades en costume-cravate. Et si un effet était douteux, il le corrigeait dans sa chambre noire avec des méthodes de McGyver.

Martin Linster ne sortait quasiment jamais de chez lui sans appareil, ne ratait pas une opportunité de prendre une photo. Il avait pris sa retraite en 2011, mais n'a jamais arrêté de photographier et d'exposer, en dernier au café Interview, son QG, des images du chantier d'en face. Martin Linster est mort le 22 octobre à l'âge de 61 ans.

Die kleine Zeitzeugin

Tot, wie geht das?



Sind wir nicht sowieso mittendrin, wechseln nur hin und wieder die Seiten?

Michèle Thoma

Und dann? Was kommt dann? Tunnel, Licht, total schön, die Allerliebsten, die einen empfangen. Und wenn die, schluck, ein Hühnchen mit mir zu rufen haben? Die Hirnexperten beruhigen: Das Hirn gebe nur noch ein paar Reflexe von sich. Von wegen Licht, ewiges.

Aber vielleicht ist bei den Hirnexperten eine Hirnhälfte unterbelichtet. Und deshalb können wir uns von ihnen keinen Trip-Tipp erwarten, wohin die Reise geht, bis wohin, wann es losgeht. Keine Reiseberichte, kein Hinweis auf Reiseleiter, Reisebegleiter. Keinen Verhaltenscode, keine *Musts*, keine *No-Gos*.

Das Einzige, was wir todsicher wissen, ist, dass diese Reise uns das Leben kostet. Also dieses hier, jetzt, das, was wir in unserer gerade aktuellen Verkörperung darunter verstehen. Aber kriegen wir dann wenigstens ein anderes, ein ewiges? Oder sind wir nicht sowieso mittendrin, wechseln nur hin und wieder die Seiten, machen rüber, von Diesseits nach Jen-? Alles eine Frage der Perspektive?

Das Einzige, was wir todsicher wissen, ist, dass diese Reise uns das Leben kostet. Also dieses hier, jetzt

Wie kommt Er – bei uns ist er ein Er –, denn überhaupt daher? Ist er plötzlich da, ein alter Bekannter? Hi! Der Sensenmann, der alte Stone, legt lässig den Arm um die alte Schachtel, *let's go!* Wohin? Wirst schon sehn, *Time is on my Side. Off.*

Personal und Projektionen sind natürlich variabel, je nach Geschlecht, Kulturteufelskreis und Epoche. *Let's totentanz!* In Mexiko übernimmt eine Lady den Escort Service. *Escort to Ex.*

Vordergründig kann es eher nüchtern ablaufen. Ein Datum wird genannt, wie bei einer Geburt. So viele Jahre, so viele Monate. Die Zellen vermehren sich in Atemberaubender Geschwindigkeit, man kann sie nicht mehr zählen, die Tage sind gezählt. Der Körper ist eine von einer feindlichen Truppe besiedelte Kolonie, dem Körperinhaber bleibt nur noch die Flucht. Aussteigen!

Wie man das aber hinkriegt, um hin zu werden, bleibt dann doch jeder selbst überlassen. Vielleicht die Schweiz, schick, ein Schierlingsbecher, angenehmes Ambiente, die unappetitliche Hinterlassenschaft wird zugleich diskret und stilvoll entsorgt. Luxemburg ist ebenfalls human, der von Siechtum erschöpfte Mensch kann seinen Kopf in Ruhe legen, den Geist aufgeben und sich hingeben. Er muss nicht leiden wie ein Vieh, was ja heutzutage meist sowieso nicht mehr leiden muss. Er wird erlöst, schon und noch auf Erden. Manche meinen, das gelte nicht, wäre geschummelt, den Tod müsse man sich hart erwerben, man könne das Sterben nicht schwänzen. Aber wer soll das entscheiden, wenn nicht die Todgeweihten?

Sich ölen lassen, zuletzt, so oft wurden die meisten zwar noch nicht geölt, ist auch eine Option, immer noch. Oder nachschlagen bei den Ägyptern. Bei den Keltinnen. Bei den Tibetern, in ihrem Totenbuch, der ultimativen Geisterbahn der Todestripper. Mit exakten Anleitungen und Stationen. Sehr anstrengend allerdings für die arme Seele, die sich sich mit ihren Dämon_innen abstruggelt. Während ihr ein Lama Horrorstorys vorliest.

Sich aufs Totenbett legen und im Kreis der Lieben das Leben aushauchen, beziehungsweise den letzten Schnauer tun, die Lieben scharren mit den Füßen und starren und murmeln, wie friedlich man aussieht, wie entspannt, erlöst. Aber auch wieder obszön, so da zu liegen, den Blicken, den Kommentaren ausgeliefert; manch ein Leichnam setzt dann auch eine Fratze auf, die alle erschreckt, sie erkennen den Toten nicht wieder, sagen sie später. Er war so fremd. Er ist ja auch schon ein Fremder, unterwegs in der Fremde. Die ihm gerade einen Riesenschrecken einjagt. Oder vielleicht macht er sich gerade einen Jux, der brave Vater will alle erschrecken, endlich einmal, mit seinem dämonischen Grinsen. Aber worüber mache ich mir Gedanken, wahrscheinlich kommt da sowieso keiner.

Nachts empfängt die Schriftstellerin Lotte Ingrisch in ihrer Wohnung in der Wiener Hofburg bei Schokolade und Rotwein Gespenster, die meisten sind ziemlich gesprächig. Die Reise- und Zustandsberichte aus der Parallelwelt verarbeitet sie in ihren Büchern. Ein bisschen ungeduldig wartet sie schon auf ihren Tod. Sterben, schwärmt sie, ist viel besser als ein Orgasmus. Sterben ist der wirkliche Orgasmus.

Wär' wenigstens das mal geklärt.

Chronique Internet

Les réseaux de la zizanie

Jean Lasar

Les révélations de ces derniers jours sur les rôles de Facebook, Twitter et Google dans la campagne électorale américaine de 2016 et l'invraisemblable indifférence de ces plateformes à l'égard des efforts russes de désinformation et de manipulation n'en finissent pas d'étonner. On a ainsi appris lors d'une audition de la Commission du renseignement du Sénat américain que des représentants de Twitter ont discuté de manière tout à fait ouverte avec leurs contacts chez *Russia Today* comment accroître leur « share of voice », un paramètre reflétant leur participation aux grands débats politiques, en leur promettant le recours, en échange de quelques millions de dollars, à un expert maison et aux technologies les plus avancées. Constat : non seulement ces trois entreprises n'ont pas pris au sérieux ce qui relevait d'une cyberattaque en bonne et due forme, mais leurs modèles d'affaires facilitent des campagnes de désinformation téléguidées depuis le Kremlin.

Certes, les services de renseignement des grands pays, y compris les États-Unis, ne se sont jamais privés d'intervenir dans des campagnes électorales d'autres pays en utilisant les méthodes les plus diverses et les plus tordues lorsqu'ils y voyaient leur intérêt. Mais la question se pose différemment aujourd'hui alors que des entreprises cotées en bourse cherchent à rentabiliser leurs réseaux sociaux à tout prix en vendant de la publicité et que ceux-ci jouent un rôle crucial dans la formation de l'opinion. Les *bots*, *trolls* et autres *fake news* ont créé un terreau remarquablement fertile à une subversion du débat démocratique que les dirigeants de ces réseaux ont alimenté sans états d'âme.

Un des exemples les plus frappants cités devant la Commission est celui d'une controverse créée de toutes pièces au sujet de la place de l'Islam au Texas. Le président de la Commission, le républicain Richard Burr, a mis côte à côte les deux campagnes achetées par un même intervenant russe depuis Saint-Petersbourg, l'une contre une supposée « islamisation » du Texas, l'autre défendant le « savoir musulman ». La première était censée être promue par une association dénommée « Heart of Texas » qui n'a aucune existence réelle. L'autre était censée venir d'un groupe appelé « United Muslims of America » qui existe tout aussi peu que la première. En appelant à manifester en même temps devant le Centre islamique de Houston, ces *posts* bidon ont cependant réussi à générer

Les modèles d'affaires de Facebook, Twitter et Google facilitent des campagnes de désinformation téléguidées depuis le Kremlin

des affrontements aux abords de ce centre. Avec une opinion chauffée à blanc par la campagne, des *posts* ont ainsi réussi à provoquer des heurts bien réels.

Face aux législateurs, les responsables de Facebook, Twitter et Google ont dû reconnaître que l'impact de ces campagnes avait été bien plus qu'anecdotique, qu'ils en avaient amplement profité et qu'ils auraient dû réagir plus tôt. Mais ils ont été incapables de chif-

frer les revenus générés par ces achats publicitaires. Dianne Feinstein, démocrate de Californie, a reproché aux avocats des trois géants du Net de n'avoir fourni que des réponses vagues aux questions de la Commission et les a mis au pied du mur : « Vous avez créé ces plateformes, et maintenant elles sont détournées. Et vous êtes ceux qui doivent faire quelque chose pour y remédier. Sinon c'est nous qui le ferons ».

Alors que la législation américaine interdit à des étrangers d'intervenir dans les élections nationales, les conditions d'utilisation des réseaux sociaux n'empêchent en rien aujourd'hui des officines situées en dehors des États-Unis d'acheter des campagnes, de créer des *bots* et de diffuser de fausses informations. Le caractère savamment ciblé de ces campagnes en a fait une arme redoutable dans les fameux « swing states ». Mais les sénateurs ont constaté, lors de ces auditions, que les efforts de manipulation russes avaient eu un dessein plus général : celui de polariser le plus possible la société américaine, parfois indépendamment de tout enjeu électoral décelable. « Leur stratégie était de trouver une faille dans notre société et d'en faire un abîme », a résumé Angus King.



Les « bots », « trolls » et autres « fake news » ont créé un terreau remarquablement fertile à une subversion du débat démocratique

Zu Gast

Luxemburg braucht eine starke LSAP!

Claude Haagen

Mit ihrem Votum haben die Wählerinnen und Wähler am 8. Oktober die politischen Kräfteverhältnisse auf kommunaler Ebene neu bestimmt. In den Gemeinden wurden daraufhin alte oder neue Mehrheiten gebildet und entsprechende Koalitionen geschmiedet. Ob dem vielzitierten Wählerwillen damit entsprochen wurde, ist an dieser Stelle nicht abschließend zu bewerten. Diese Frage wird uns in der Sache auch nicht weiterbringen. Fakt ist: Die Herausforderungen sind nach der Wahl überall die gleichen geblieben, unabhängig von der jeweiligen Koalitionsbildung. Und in sechs Jahren werden die Bürger erneut darüber zu befinden haben, ob die politischen Entscheidungen und erbrachten Leistungen ihren Ansprüchen und Vorstellungen gerecht werden konnten.

Auf den Wettbewerb der Ideen folgt nun das Ringen um deren Umsetzung. Die LSAP wird sich dieser Verantwortung auf kommunaler Ebene mit dem notwendigen Einsatz stellen und das Gemeinwohl entschieden vorantreiben. Das gleiche gilt auch im Hinblick auf die Parlamentswahlen 2018, die für die kommenden Jahre richtungsweisend sein werden. Mit leeren Händen wird die LSAP diese große Herausforderung nicht angehen. Denn

Claude Haagen ist Präsident der Luxemburger Sozialistischen Arbeiterpartei

viel wurde seit 2013 von der rot-blau-grünen Koalition geleistet. Und vieles davon trägt eindeutig eine sozialistische Handschrift. Vor vier Jahren war das neue Regierungsbündnis angetreten, um das Land zu modernisieren und mit entsprechenden Reformen voranzubringen.

Heute steht Luxemburg, was die wirtschaftliche Entwicklung angeht, ausgesprochen gut da. Seit 2013 steigt das Wirtschaftswachstum jährlich um durchschnittlich vier Prozent. Im gleichen Zeitraum nimmt die Beschäftigung um circa 10 000 neue Stellen pro Jahr zu, während die Arbeitslosigkeit seit 2014 rückläufig ist und 2017 ihren niedrigsten Stand seit 2013 erreicht hat. Für beide Politikbereiche zeichnen LSAP-Minister verantwortlich. Diese positiven Eckdaten werden von einer hohen Investitionsrate und einer positiven Entwicklung bei den öffentlichen Finanzen begleitet. Rot-Blau-Grün hat mit Bedacht und Weitsicht regiert und die richtigen Entscheidungen getroffen.

Stichwort Steuerreform: Niedrige und mittlere Einkommen sowie Alleinerziehende wurden gezielt entlastet, während der Spitzensteuersatz für Topverdiener von 40 auf 42 Prozent angehoben wurde. Darüber hinaus wurde die Kaufkraft der Menschen durch zusätzliche Maßnahmen gestärkt, durch die Gehälterabkommen im öffentlichen Dienst und im Sozialsektor sowie die Anhebung des sozialen Mindestlohns und des garantierten Mindesteinkommens. Zudem wurde das bewährte Index-System zum Ausgleich des erlittenen Kaufkraftverlusts wieder vollständig eingesetzt. Hinzu kommen weitere Sozialmaßnahmen, wie verbesserte Leistungen beim Elternurlaub oder bei der Kostenrückerstat-

tung im Gesundheitsbereich, die Einführung und Ausdehnung des Mietzuschusses sowie verbesserte Sonderurlaubsregelungen für Familien.

Weg- und zukunftsweisend sind zudem die Reform und Professionalisierung der Rettungsdienste, die landesweit eine optimierte Notfallversorgung gewährleisten wird, und die Reform der Gemeindefinanzierung, die für mehr Gerechtigkeit bei der Verteilung kommunaler Ressourcen sorgt und den Gemeinden mehr Geld zur Verfügung stellt. Beide Reformvorhaben gehen auf das politische Geschick und den unermüdlichen Einsatz eines LSAP-Ministers zurück, der endlich umgesetzt hat, was CSV-Minister vor ihm aus Unentschlossenheit nie vermochten. Zeit dazu hätten sie in mehreren Legislaturperioden sicherlich gehabt.

Entschlossenheit und Durchsetzungsvermögen sind genau das, was LSAP-Minister auszeichnen. Das gilt auch für die Reform der Pflegeversicherung, das neue Spitalgesetz und die Polizeireform. Diese Gesetzesvorhaben konnten unter sozialistischer Führung trotz erheblichem Widerstand zusammen mit den beteiligten Akteuren vorangebracht werden und stehen nun kurz vor ihrem Abschluss. Gleiches gilt für die Trennung von Kirchen und Staat, ein Meilenstein in der gesellschaftspolitischen Entwicklung des Landes und eine langjährige LSAP-Forderung.

Die LSAP ist und bleibt die Partei der politischen Verantwortung, der sozialen Gerechtigkeit und des gesellschaftlichen Fortschritts. Luxemburg braucht eine starke LSAP! Dieser Grundsatz gilt auch für 2018!

Zoom op d’Sprooch

Zesummen- oder getrenntgeschriwwen ?

François Schanen

E puer Lieser hunn op de *Zoom* iwwer d’Stoff- re-spektiv d’Material-Konnexioun am Nominalgupp reagiert¹: Si hätten, soen si, spontan dat ondeklinéiert adjektivescht Element mat –s net getrennt geschriwwen, wéi dat am LOD de Fall ass. Esou zum Beispill hätten si *e pabeiers Becher / Nues-schnappech, eng pabeiers Tut / Zerwéit, e plastiks Teller, eng lieders Posch* wéi an den Nominalcomposéen Pabeiersbecher / -nuesschnappech / -tut / -zerwéit, Plastiksteller / Lieder(s)posch zesumme-geréckelt, wéi een dat och an aneren Dictionnairen (*Luxdico, dico.lu, DFL Saint-Paul*) liese kann.

Ganz ofgesi vum Gebrauch vum Bindestréch (*trait d’union*), deen eng drétt orthographesch Méiglechkeet duerstellt a vun deem an engem apaarte *Zoom*² Rieds ass, komme mir dann op d’Regelwierk vum Zesummen- a Getrenntschreiwen ze schwätzen, dat am Lëtzebuergeschen – leider – nach net offiziell norméiert a formuléiert ass³.

An der Regelung vum Zesummen- a Getrenntschreiwen si prinzipiell zwee Facteure wichteg. Engersäits d’Definition vum *graphesche Wuert*: All autonom morphologesch Eenheet, déi aus engem Lexem mat eventuellen Affixen (Prefixen, Infixen an/oder Suffixen an/oder Endungen) besteet, huert d’Form vun engem linealisiéierten zesummege-schriwwene Wuert: *ruffen, riffs, geruff, Beruff, beruff-lech, Berufflechteet*. Anersäits gëllt de Postulat, datt d’Zesummeschreiwu vu Wierder d’Ausnam ass an duerfir och justifiéiert muss ginn. Bei dëser Begrënnung an Norméierung sinn dann déi syntaktesch Kriterien (Klassen, Expansiounen, Graduierungen) méi wichteg wéi déi diskurssemantesch (phraseologesch, lexikalesch, metaphoresch) Aspekter, déi fréier decisiv waren. Kucke mer eis fir d’ëischt mol e puer Beispiller aus verschiddene Verbklassen un.

Einfach Verben a Verbe mat ontrennbaren onbetounte Prefixe wéi *be’zuelen, em(p)’fannen, ent’stoen, er’zéien, ge’brauchen, ver’zielen, zer’s-teieren, mëss’brauchen, hanner’loossen, voll-strecken*, mat prefigéierte romaneschen Elementer (*interpré’téieren, collabor’éieren, delimi’téieren, rezi’téieren*) oder mat onbetount gebraachte Mëschprefixe wéi *duerch-, ëm-, ënner-, iwwer-, widder-* (Schanen/Zimmer: *Lëtzt. Grammaire* 2012, § 13: *D’Police huert d’Haus duerschicht*, mee net: *’duerchfueren: Mir sinn einfach ’duerchge’fuer*) gi mam eventuell modifizéierte Verbstamm *zesummege-schriwwen*, genee wéi e puer denominal Verbalisierungen: *Buschstaf → buschta’wéieren → buschsta’wéiert; Langweil → ’langweilen → ge’langweilt; nout- / ’tëschelanden → ’nout- / ’tëschege’landet*.

Dogéint gi *getrennt geschriwwen* all Verbalwendungen mat finalem Infinitiv, besonnesch mat Verbalprädikaten, déi (och an der reforméierter däitscher Rechtschreiwung): 1) Prädikativ vu *sinn* oder *ginn sinn*: *aus / do / dru / amstand / ëm sinn; hell / rout / rose / ge’wuer ginn*; 2) mat engem Infinitiv oder Partizip II ee polylexikaleschen Ausdrock bilden: *bestoe bleiwen, kenne léieren, sëtze bleiwen, verluer goen, gefaangen huelen, geschenkt kréien*⁴; 3) mat enger figéierter Nominalbasis, déi meescht Objekt ass, groussgeschriwwe gëtt an e phraseologesche Prädikat duerstellt: *Angscht hunn/kréien, Wéi dimm/doen, Leed dimm/doen, Schlaang stinn/stoen, Vëlo/Auto fueren, Mercil/Awar soen*. 4) E komplexe Verbalprädikat, deen aus engem Verb an engem Adverb besteet⁵. Dës Struktur fënnt een och dacks 5) mat engem getrennt geschriwwenen Adjektiv, dat an dësem Fall entweder mat -eg, -esch, oder -lech derivéiert ass (*iwwereg bleiwen, auswenneg léieren, kritesch denken, grëndlech botzen*) oder op d’mannst mat enger Gradpartikel wéi *méi* oder ganz bestëmmt ka ginn: *bekannt maachen, séier fueren*.

Dës Komplexer Adjektiv/Adverb + Verb hunn dacks eng sougenannt resultativ Struktur: *be-reet halen, brooch leien, dicht maachen, kal stellen, krank mellen, futti schleen, sech dout laachen*. Heiansdo weess een awer net, ob d’Adjektiv oder d’Adverb net och als trennbaren Deel vun engem composéierte Verb muss klassifizéiert ginn: *feststellen* oder *fest stoen*? *fräi schwätzen* (improviséieren) oder *’fräischwätzen* (Urteel)?

Eng wichteg Kategorie ass déi vun de *composéierten trennbare Verben*: Si ginn entweder an engem Wuert zesummen- oder an e puer Wierder getrenntgeschriwwen. De Prinzip ass einfach: A) *zesummege-schriwwen* am Infinitiv an am zweete Partizip an an de Verbalgruppe mat finitem Verb an „Ennpositioun“: *uruffen, ugeruff, wann hien eis urift / ugeruff huert/ géing uruffen*; B) deen eventuellen ze am Infinitivgrupp an de ge am zweete Partizip stinn tëschen deenen zwéin trennbaren Deeler vum composéierte Verb (hei am Beispill *’fort’fueren*): *Wéini fiers de fort?* (V2) *Da fueren ech fort / du sinn ech fortgefuer / da géifech fortfueren* (V2). *Fir fortzufueren? Wéi mir fortgefuer sinn* (VE).

Zu de betounten trennbare Verbpartikelen gehéiert eng laang Lëscht vun ondeklinéierbaren Elementer: A) *a(n)-, aus-, bäi-, duerch-, ëm-, ënner-, entgéint-, fort-, géint’iwwer-, hei-, hier-, hi(n)-, iwwer-, laanscht-, lass-, mat-, nidder-, no-, of-, op-, u(n)-, vir-, viraus-, viru(n)-, vru(n)-, weider-, wid-*



Zwéi pabeiers Nuesschnappechercher, net zwéi Pobeiersnuesschappercher

der-, zou; B) eng Rëtsch vu composéierte Partikelle mat *er-* (däitsch: *her* oder *hin*), dat viru Vokal op *r-* reduzéiert ka ginn: *(e)’ran-, (e)’raus-, er’bäi-, er’duerch-, (e)’rëm-, (e)’riwwer-, (e)’rof-, (e)’rop-, (e)’run-, er’vir*; C) en denominaliséierte klengge-schriwwene Substantiv, deen als Basis vun engem

fréieren Nominalgupp oder als Member vun engem Prepositionalgrupp iwwereg bleift: *íeelhue-len, ’feelgoen, ’heemgoen, ’standhalen, ’wechgoen, ze’summefalen, ’zréckkommen*; D) relativ seelen, e figéiert Adjektiv, dat keng syntaktesch Erweiderung méi zouléisst: *schwaarzfueren, doutschloen*.

D’Zesummen- an d’Getrenntschreiwen am Lëtzebuergesche mussen och norméiert ginn

An anere Kategorien (Adjektiv- a Partizip-, Nominal-, Konjunkional- a Prepositionalgrupp) gehéiert d’Zesummeschreiwen zum Ausdrocksprozess vun der „créativité lexicale“. Se referéiert op nei Begrëffer: *himmelblo, onverhoffs, liewens-länglech, villfaarweg, fangerbreet, knéidéif, batter-séiss, batterkal, doudellen, sauwaarm* oder weist op d’Kategorieännerung vum lexikalesche Komplex hin: *zur’zäit, bierg’op, daags’iwwer, all’kéiers, ’villmools, am’plaz*.

¹ Cf. „Eng Holz-Scheier, jo! Mee eng lieders Posch?“ (*d’Land*, 01.09.2017)

² Cf. „Bindestréch“ (*d’Land*, 19.08.2010). Am leschten Abschnitt fënnt ee Beispiller vun deene verschiddene quasi obligatoreschen Uwendungen: *x-Been, Uno-Sécherheetsrot, déi 68er-Generatioun, eng Juncker-Rees, d’Hals-Nues-Ouere-Spidol, Point-de-Vuen, Roll-lueden*. Mee fakultativ: *Holz-scheier* oder *Holz-Scheier*. Mat engem Fugenelement wéi -s oder -en gëtt den Nominal-composé allgemeng zesummege-schriwwen: *Universitätsprofesser, Bauerenhaff, Bauerenfra*.

³ Am *Arrêté* vun 1975 herrscht de Prinzip vum däitsche Muster: „Eis Ufanksbuschstawe sti grouss a kleng wéi am Däitschen. Eis Sazzeche stin och d’nämmlecht, an d’Silbe gi grad sou zerluegt.“ Well déi däitsch Rechtschreibung och zënter 1996 reforméiert ginn ass, hätt de Règlement grand-ducal vun 1999 op d’mannst misse preziséieren, ob déi Reform matabegräff ass oder net. Am *Texte coordonné* (Schanen/Lulling vun 2003: *L’introduction à l’orthographe* op Lëtzebuergesch a Franséisch um Site vum CPLL) ass dee ganzen Deel vun de lëtzebuergeschen, net-alphabeteschen Orthographieszeeche mat der däitscher *Amtliche(r) Regelung* vun 1996 fir d’ëischt an Aklang bruecht ginn. Cf. och F. Schanen / J. Zimmer: *Lëtzebuergesch Grammaire* (Schortgen 2012), Chapitre 24: „Attaché ou séparé“, §§ 478-497.

⁴ Egal ob am eigentlechen oder am metaphoresche Sënn: *eng Schossel fale loosse; e Frënd fale loosse*

⁵ *Pronominaladverb* wéi -*enaner-, -enen-*: *matenee schaffen, sech nonee maachen, auserneee goen*; lokatiiv, respektiv direktiivt *Raumadverb*: *dobäi, dofir, ënnen, uewenop, doheem, hannescht, no vir, no hanner; Modaladverb*: *eleng bleiwen / schlofen...*

Grenzenloses Europa oder doch überall Grenzen in Europa?

Kontaktraum für die einen, Filter für die anderen

Birte Nienaber

Es werden wieder Mauern gebaut, US-Präsident Donald Trump hat das vor, zwischen den USA und Mexiko. Neue Grenzzäune an den EU-Außengrenzen entstehen. Wachsender Rechtspopulismus, Flüchtlingsströme, Brexit – alles Entwicklungen, die die Grenze als Trennung zwischen Menschen wieder bewusster machen. Einmauern statt entgrenzen? Erst am 12. Oktober trafen sich die europäischen Innenminister, um über eine Verlängerung der Grenzkontrollen zu beraten, die derzeit von Deutschland, Österreich, Frankreich, Dänemark und Schweden wieder durchgeführt werden. Mal argumentiert man mit illegaler Einwanderung, mal mit steigender Terrorgefahr. Eine Abkehr von der Vision eines Europas ohne Grenzen? Der EU-Kommissar für Migration und Inneres, Dimitri Avramopoulos, sagte dazu gegenüber der Presse, wenn Schengen sterbe, sterbe auch Europa.

Ist das die Zukunft? Viel zu häufig gehen angesichts solcher weltpolitischen Szenarien – in den Medien und damit auch in der Wahrnehmung der Menschen – die großen Erfolge unter, die wir durch offene Grenzen im Schengen-Raum, durch viele grenzüberschreitende Projekte innerhalb Europas sowie mit unseren Nachbarstaaten außerhalb der EU errungen haben.

Insbesondere für ein Land wie Luxemburg sind offene Grenzen eine Voraussetzung für wirtschaftlichen Erfolg. Offene Grenzen ermöglichen die wirtschaftliche, soziale und politische Integration Luxemburgs in die Großregion und in Europa und sind damit ein entscheidender Faktor für den Wohlstand des Landes. Sie ermöglichen die Versorgung mit Gütern und ganz besonders auch mit Arbeitskräften. Was täte Luxemburg ohne die mehr

Sind unsere Freiheiten nur zu Lasten anderer tragbar? Ist ein grenzenloses Europa nur durch Abschottung möglich?

als 160 000 Grenzpendler jeden Tag oder auch ohne die „Tanktouristen“? Sie mögen zwar die Straßen verstopfen, aber sie tragen zu einem erheblichen Anteil zum Bruttoinlandsprodukt des Landes bei. Grenzpendler stellen derzeit nahezu 50 Prozent der Arbeitskräfte im Großherzogtum. Grenzübergreifende Aktivitäten mit unseren Nachbarn wie zum Beispiel eine neue grenzüberschreitende Berufsausbildung tragen zum wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Zusammenwachsen bei.

Sollten dauerhaft wieder Grenzen mit Grenzkontrollen eingeführt werden, werden solche Aktivitäten sehr schwierig und zeitaufwändig. Wer an frühere Grenzkontrollen vor der Öffnung der Grenzen oder auch an die Grenzkontrollen nach den Terroranschlägen von Brüssel und Paris denkt, der weiß, wie sich stundenlanges Warten im Stau anfühlt. Dies hat insbesondere für Wirtschaft und Umwelt Luxemburgs auf Dauer negative Folgen. Grenz-gänger werden sich beruflich umorientieren. Güter erreichen Luxemburg nicht mehr oder nur noch mit starker Verspätung. All dies sind Szenarien, aber jede Grenzkontrolle innerhalb der EU lässt uns diesen Szenarien ein Stückchen näherkommen.

Die neuerliche Tendenz zur Abschottung zeigt, wie wichtig es ist, sich mit dem Thema „Grenzen“ zu befassen und zu verstehen, was grenzüberschreitende Zusammenarbeit bedeutet und wie sie erfolgreich gestaltet werden kann. Denn Grenzen sind nicht nur Staatsgrenzen. Es gibt Grenzen zwischen Bevölkerungsgruppen, zwischen Sprachen oder auch mentale Grenzen. Diese Grenzen sind nicht statisch, sondern verändern sich. Und so wie sich Grenzen verändern, verändert sich auch das Wissen über, das Verständnis von und der Umgang mit Grenzen: Was sind Grenzen? Welche Grenzen existieren? Wie können Grenzen überwunden werden? Welche Chancen und Herausforderungen entstehen für Grenzräume? Gibt es Grenzkulturen? Grenzliteraturen?

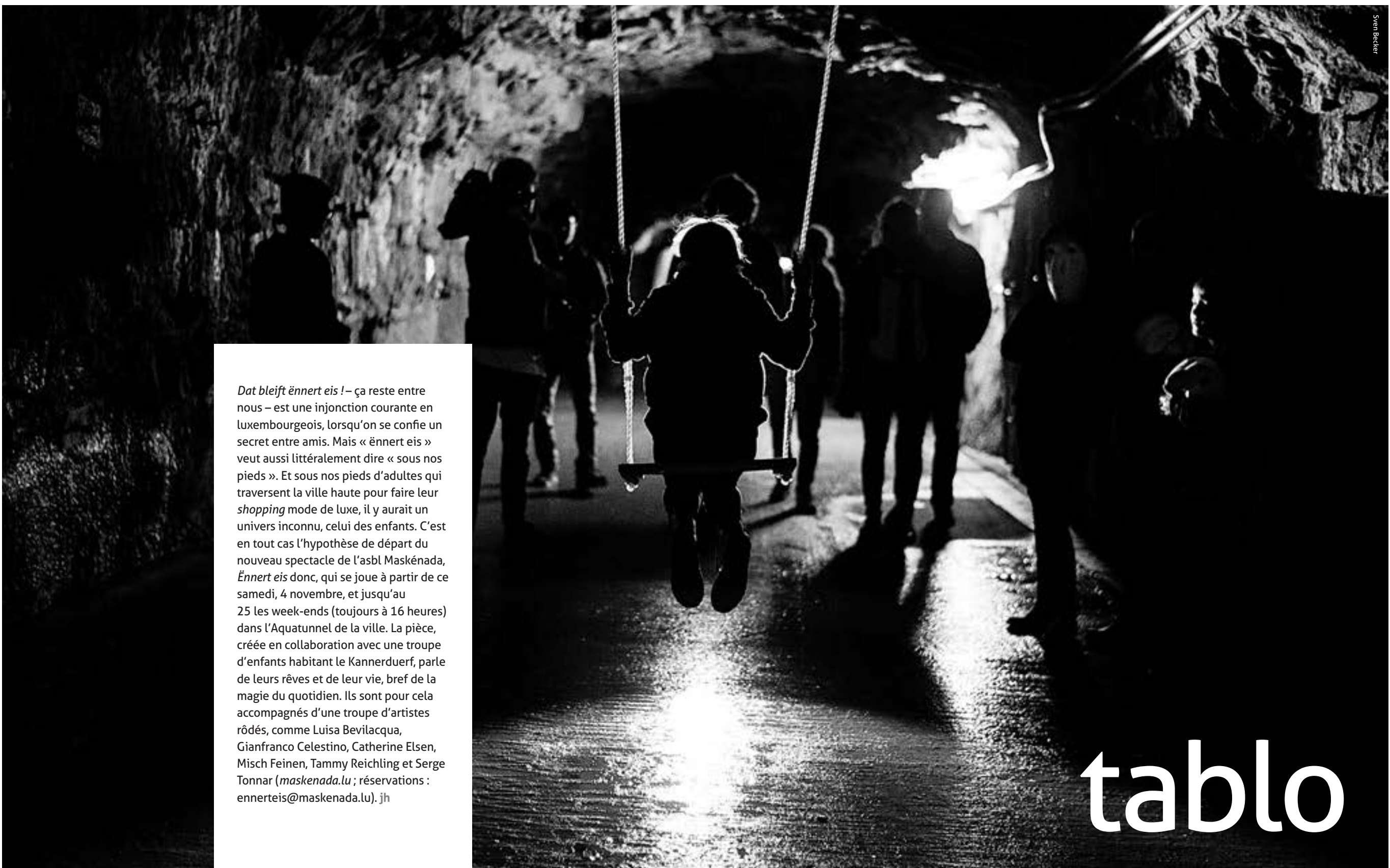
Ein Vorhaben, das dazu beitragen soll, das Verständnis für Grenzen und die besondere Situation in Grenzräumen zu verbessern, ist der neue dreisprachige „Master in Border Studies“ der Universität des Großregion. Er wird gefördert durch das Förder-

programm der Deutsch-Französischen Hochschule, unter der Mitwirkung der Universitäten Luxemburg, des Saarlandes, Kaiserslautern und Lothringen. Die Studierenden werden in drei Ländern unterrichtet und erwerben die nötigen Fähigkeiten, um eine entscheidende Rolle in den zunehmenden Debatten über nationale und europäische Identitäten, weltweite Mobilität, Migration, kulturelle Diversität, Bürgerschaft sowie Regionalplanung und grenzüberschreitende Zusammenarbeit – insbesondere in der Großregion – zu spielen.

Derzeit dienen Grenzen innerhalb der EU als offener Kontaktraum für all diejenigen, die im Schengen-Raum leben. Aber gleichzeitig sind sie Filter für diejenigen, die hineinkommen möchten. Zur Überwindung der Grenzen sind Visa nötig. Wo sich also für manche Menschen Grenzen öffnen, schließen sie sich für andere. Dies zeigte sich insbesondere 2015 mit den Grenzsicherungen vieler Staaten gegen den Flüchtlingsstrom. Und das, wo doch Grenzüberwindung eines der existenziellsten Fundamente der Europäischen Union ist. Zum Erhalt des offenen Schengen-Raums wird stets seitens einiger Politiker und der Presse mit der Notwendigkeit der Schließung der Außengrenzen argumentiert. Dies betrifft nicht nur den freien Personenverkehr, sondern auch den freien Kapitalmarkt, den freien Güterverkehr und den freien Dienstleistungsverkehr. Sind unsere Freiheiten nur zu Lasten anderer tragbar? Ist ein grenzenloses Europa nur durch Abschottung möglich? Ich bezweifle das sehr. Dieses gedankliche Modell ist zu simpel, auch wenn es angesichts des aufkommenden Rechtspopulismus in vielen Staaten anscheinend viele Menschen zufriedenstellt.

Wir können nicht wollen, dass Rechtspopulisten die Grenzen wieder schließen und wir so verlieren, was wir bei der Überwindung von Staatsgrenzen seit ihrer Entstehung durch den Westfälischen Frieden erreicht haben. Nämlich: Frieden, Wohlstand, Fortschritt durch weniger Grenzen.

Birte Nienaber ist assoziierte Professorin für Politische Geografie an der Universität Luxemburg und Mitglied im Lenkungsausschuss des Centre for Border Studies der Universität der Großregion.



Sven Becker

*Dat bleift ënnert eis ! – ça reste entre nous – est une injonction courante en luxembourgeois, lorsqu'on se confie un secret entre amis. Mais « ënnert eis » veut aussi littéralement dire « sous nos pieds ». Et sous nos pieds d'adultes qui traversent la ville haute pour faire leur shopping mode de luxe, il y aurait un univers inconnu, celui des enfants. C'est en tout cas l'hypothèse de départ du nouveau spectacle de l'asbl Maskénada, *Ënnert eis* donc, qui se joue à partir de ce samedi, 4 novembre, et jusqu'au 25 les week-ends (toujours à 16 heures) dans l'Aquatunnel de la ville. La pièce, créée en collaboration avec une troupe d'enfants habitant le Kannerduerf, parle de leurs rêves et de leur vie, bref de la magie du quotidien. Ils sont pour cela accompagnés d'une troupe d'artistes rôdés, comme Luisa Bevilacqua, Gianfranco Celestino, Catherine Elsen, Misch Feinen, Tammy Reichling et Serge Tonnar (maskenada.lu ; réservations : ennerteis@maskenada.lu). jh*

tablo

Médias



Even cowgirls get the blues

La radio publique 100,7 était très rapide à annoncer, ce lundi, le départ de Marie-Laure Rolland du *Wort* comme une *breaking news*. Rolland a passé 28 ans au quotidien de l'archevêché et s'est fait, en tant que cheffe de la rubrique culture surtout, un nom comme observatrice avertie de la politique culturelle. Elle s'est par exemple démarquée dans l'affaire Lunghi l'année dernière, n'abandonnant pas l'affaire de sitôt (photo : en discussion avec Laurent Loschetter au Mudam, le mois dernier, TPC). Marie-Laure Rolland avait demandé à être mutée à la tête de la *Warte*, le supplément culturel du *Wort*, parce que Marcel Kieffer y partait à la retraite. Elle n'aurait pas trouvé d'accord sur l'envergure de son contrat et l'orientation du contenu. Depuis que le président du conseil d'administration de Saint-Paul, Luc Frieden (CSV), a annoncé une réorientation idéologique du journal au « centre-droite » et s'est débarrassé du (à ses yeux) trop libéral Jean-Lou Siweck, la rédaction est désorientée. « Amis collègues tenez bon ! » écrit Rolland sur *Twitter*. En annonçant ce départ, la radio 100,7 a toutefois oublié de communiquer sur les journalistes qui quittent son propre navire, notamment l'incomparable Cléo Thoma, qui alliait compétence culturelle et charisme à l'antenne. Alors que Marie-Laure Rolland promet de continuer dans le domaine du journalisme, Cléo Thoma a préféré rejoindre l'enseignement. jh

Théâtre



La beauté du désespoir

« Le 20, Lenz traversa la montagne. Les sommets et les hauts plateaux étaient sous la neige ; dans les vallées, en bas, des pierres grises, des plaines vertes, des rochers et des sapins ». Ainsi commence *Lenz*, de Büchner, un des plus beaux textes de la littérature allemande. Mais un texte dru aussi, intense, plein de sautes d'humeur, entre émerveillement pour la nature, description des tumultes internes de Lenz lui-même et considérations plus générales sur l'art et la culture de son époque. Georg Büchner est mort en 1837 à l'âge de 24 ans, « faute d'espoir » a écrit Heiner Müller. Le personnage de Lenz a réellement existé, était dramaturge, un des principaux représentants du *Sturm und Drang* et est mort, dément, à 27 ans à Moscou, en 1792. Que Frank Feitler choisisse donc de mettre en scène ce texte (en allemand) avec Luc Feit dans le rôle de Lenz est une bonne nouvelle : Feit (photo : Mirjam Knickriem) maîtrise le texte et ses subtilités grâce à ses qualités d'acteur hors pair, Feitler mesure les nuances et la portée poétique du texte. La première de ce spectacle intimiste aura lieu vendredi prochain, 10 novembre au Théâtre national (jusqu'au 17 novembre ; tnl.lu). jh



Enfants



En version luxembourgeoise

À un mois du *Kleeschen*, les éditions Kremart sont déjà fin prêtes et lancent toute une série de livres pour enfants en traduction luxembourgeoise, destinés aux tout petits : *Am Zoo* est un livre pour bébé, imprimé sur tissu ; *Däerf ech an deng Lomp lussen ?* une traduction du livre à succès de Guido van Genechten pour ceux des enfants qui sont très intéressés au contenu de leur pampers et les *Fanger-stempelen* permettent d'être créatif avec ses doigts et des tampons (kremart.lu). jh



Meeting familial

Le *Picelectronic* des Rotondes est le rendez-vous annuel de tous les jeunes parents-qui-n'ont-plus-le-temps-de-voir-les-copains-le-soir-mais-veulent-rester-branchés. Ce week-end, samedi 4 et dimanche 5 novembre, on pourra donc aller voir un concert relax, inscrire les enfants dans des ateliers de bricolage de doudous ou de musique, se retirer dans le *Lauschterbar*, faire une sieste musicale ou manger un menu spécial Pic tout en discutant avec les copains (rotondes.lu). jh

Politique



Angscht a Schrecken zu Esch

La scène culturelle eschoise n'est pas rassurée du tout par l'arrivée du libéral Pim Knaff au ressort de la culture (p. 5), l'expérience au niveau national ayant un peu refroidi tout le monde. Comme pour faire contrepoids, la Kulturfabrik organise jeudi prochain, 9 novembre à partir de 17 heures, un « apéro de soutien » à l'équipe de l'année culturelle 2022, en présence du jury européen qui doit décider le lendemain de la validité de la candidature. La direction du théâtre d'Esch-sur-Alzette sera la première décision culturelle que devra prendre la nouvelle majorité de centre-droite. jh



In your face...

...serait le féminisme de la Britannique Laurie Penny, écrivent les médias. À 31 ans, l'activiste qui écrit un blog, tweete (photo) et a.e.a. une rubrique dans le *Guardian*, a déjà publié deux livres sur la nécessité d'une radicalisation du féminisme. Lundi 6 novembre à 18h30, elle présentera son dernier livre, *Bitch doctrine*, au Neimënster, sur invitation du Cid-Femmes. La conférence, en anglais, sera animée par Ines Kurschat du *Land*. jh

Photographie



Tout va très bien...

...madame la marquise, affirme, en substance, l'asbl LëtZ'Arles, organisatrice de la première participation luxembourgeoise aux *Rencontres de la photographie* cet été, dans un communiqué de bilan. Un bilan d'autant plus positif que les critiques d'un collectif anonyme de photographes s'étant sentis lésés furent virulentes (sur woxx.lu). Deux photographes parmi la trentaine sélectionnés, Daniel Wagener et Armand Quetsch, vantent même dans ce bilan à quel point leur participation leur a servi à nouer des contacts professionnels et à exporter leurs œuvres, Wagener ayant réalisé un atelier de risographie sur place (photo du haut) et Quetsch montré son exposition *Dystopian circles...* (photo du bas ; Romain Girtgen/CNA). En tout, plus de 31 000 visiteurs auraient été comptés à la chapelle de la Charité. La participation de LëtZ'Arles en 2018 est déjà décidée. En attendant, le public pourra voir une sélection de *Flux Feelings* ce samedi 4 ainsi que le 11 novembre entre 10 et 17 heures chez PWC à la Cloche d'or. jh

Médias



Art & business

Pour la troisième Art Week, qui a lieu ce week-end au Hall Victor Hugo, Maison Moderne publie le deuxième numéro de son guide annuel *Dadada*. Sur 146 pages, Céline Coubray (rédactrice en chef) et France Clarinval dressent un portrait assez complet de l'actualité du marché de l'art au Luxembourg, avec un penchant spécial pour le côté *business* – collections d'entreprises valorisées par des « coups de cœur » de leurs décideurs, guide pratique pour collectionneurs débutants ou sélection d'œuvres à différents prix. Les amateurs de contenu et de débats se rabattront sur le très long entretien avec l'artiste Su-Mei Tse, à l'occasion de son exposition monographique *Nested* au Mudam (photo : TPC), le long portrait de l'infatigable galeriste Bernard Ceysson ou la rencontre avec le collectionneur Philippe Dupont, qui est aussi vice-président du conseil d'administration du Mudam. *Dadada* est en vente en kiosques au prix de 10 euros. jh



Exposition

Un peintre dans son siècle

Lucien Kayser

Hans Hofmann est né en 1880 à Weissenburg, en Bavière, en Allemagne donc ; il est mort en 1966 aux États-Unis. Mentionner les dates et les lieux qui encadrent sa vie revient à la placer directement dans les soubresauts, les catastrophes de la première moitié du vingtième siècle. Revient à dire la façon dont un destin individuel s'est inscrit dans le cours de l'histoire générale, en sa souffert. Et comme il s'agit d'un artiste, comment son œuvre a de son côté subi des contrecoups, jusque dans la connaissance qu'on en a prise, du moins en Europe, très tardivement. Cependant, Hans Hofmann lui-même avait pris les devants pour contrecarrer l'oubli, par des dons importants à l'université de Californie, et de nombreuses peintures au Marché-aux-poissons en proviennent, d'autre part une fondation existe, elle aussi partie prenante.

Être trimbalé au fil des événements a ses deux faces, ça arrache de ses racines, de sa vie, ça permet au contraire de connaître du nouveau, ça forme la jeunesse comme on dit des voyages. Dès la vingtaine, Hans Hofmann s'en va à Paris, la seule fois où la décision n'est pas imposée ; il y est au contact de tout ce que la capitale européenne des arts à ce moment compte d'initiateurs de la modernité. Mais la Première Guerre mondiale l'oblige au retour en Allemagne où il va ouvrir sa première école d'art. Sa vie durant il oscillera entre les deux pôles, création et enseignement, et c'est sur l'invitation d'anciens étudiants américains qu'il se rendra aux



Session de dessin en extérieur avec Hans Hofmann, Provincetown, MA, 1939

États-Unis au début des années 30 ; le nazisme fera qu'il s'établira définitivement (et à temps, heureusement) outre-Atlantique.

On sait combien les artistes exilés (ils franchiront l'océan un peu plus tard) ont joué un rôle déterminant dans l'art américain. Avec son école, dé-

sormais à New York, le cas de Hans Hofmann est indéniable. Témoin le débat sur le *dripping* de Jackson Pollock, à savoir si Hans Hofmann (alors que pour d'autres c'est Janet Sobel, une artiste femme d'origine ukrainienne) n'en a pas été un précurseur : dans l'exposition du MNHA, un tableau qui date de 1943, *Fantasia*, en montre des traces, mais suffit-il de quelques sinuosités, circonvolutions, on est loin quand même de Pollock et de son *all over*, et puis débat vain, il est des idées, des procédés qui simplement arrivent à leur heure.

Cela dit, dans l'exposition Hans Hofmann, au-delà de ce retour, à partir des démêlés d'un va-et-vient entre deux continents, et au lieu de rechercher à tout prix des influences, des correspondances, tantôt avec des artistes français pour les débuts, tantôt des surréalistes comme Miro, pour *The fish and the bird*, de 1945, par exemple, mieux vaut se laisser aller, laisser filer le regard le long des cimaïses et de leur variété de formes et de couleurs. Reprenant un peu le titre donné à l'exposition : *Creation in form and color*.

Quoi qu'il en soit, jusqu'à la fin, les années 60, l'explosion colorée ne perd rien de son intensité. Des débordements, de franche allure, sur la toile, ça et là ils sont comme remis au second plan, dira-t-on repoussés, maîtrisés, par des figures géométriques, des rectangles qui toutefois par l'opposition des

Il est de multiples regards à jeter sur l'artiste germano-américain Hans Hofmann, actuellement au MNHA

couleurs ne font que scintiller, voire éclater d'autant plus le reste. Excepté pour *Agrigento*, de 1961, pièce qui arrête : une seule couleur, et encore souvent le brun rougeâtre ne semble qu'effleurer la toile, avec des nuances dans les taches, et à un moment l'œil à peine devine comme l'amorce d'une colonne. Ou l'esprit croit l'y reconnaître. « I am still a naturalis », aimait à dire Hans Hofmann, ajoutant : « my work symbolizes spatial constellations », pour leur attribuer aussitôt une dimension psychologique et poétique.

Hans Hofmann: *Creation in form and color*, au Musée national d'histoire et d'art, Marché-aux-poissons, exposition ouverte jusqu'au 14 janvier 2018, du mardi au dimanche de 10 à 18 heures, le jeudi de 10 à 20 heures ; www.mnha.lu

Festival du film italien de Villerupt

Les 39 marches

Fabrice Montebello

Le Festival du film italien de Villerupt fête sa quarantième édition en mettant à l'honneur les productions transalpines qui, depuis sa création en 1976, ont remporté le plus de prix à Cannes, Venise, Berlin ou Los Angeles. De *Padre padrone* (1977) des frères Taviani à *Fuocoammare* (2016) – le documentaire choc de Gianfranco Rosi sur le drame des migrants et l'esprit d'entraide des Italiens de Lampedusa –, treize grands films des saisons passées sont de nouveau à l'affiche comme pour démentir le sentiment nostalgique d'un cinéma italien dont l'heure de gloire se serait arrêtée au début des années 1980. On aurait aimé revoir *Novecento* (1976), la grande fresque historique de Bernardo Bertolucci sur la naissance du socialisme et le combat contre le fascisme. Présenté en version restaurée à Venise au mois de septembre dernier, le film aurait eu le mérite de rappeler les origines politiques du festival. Mais il est vrai que *Novecento* est un chef-d'œuvre qui n'a raflé aucun des grands prix mentionnés. Comme à son habitude, le Festival propose une sélection de 19 films en compétition et vingt autres en *Panorama*. Sur les 39 films présentés, neuf sont des premiers films, huit des seconds films. Deux hommages à Luigi Comencini (huit films) et à Marco Tullio Giordano (six films) et une sélection de six documentaires complètent le programme. Enfin, à Luxembourg, le cercle Curiel, L'Ambassade d'Italie et la Cinémathèque de la Ville célèbrent la semaine de la langue italienne en se calant sur cinq projections du Festival dont le magnifique film à sketches des frères Taviani, *Kaos* (1984) qui sera projeté le 7 novembre à 19h00, place du théâtre, en hommage à Luigi Pirandello (1867-1936).

Nous le savons, la découverte de films inédits est un pari malgré tout le soin apporté à la programmation par les organisateurs du festival. Quelques indices glanés de-ci de-là permettent d'orienter ses propres choix.

Avec leur comédie musicale en dialecte napolitain (*Ammore e malavita*), les frères Manetti ont enchanté la Mostra de Venise à la fin de l'été. Les critiques y ont vu l'expression

La découverte de films inédits est un pari malgré tout le soin apporté à la programmation par les organisateurs du festival

d'une « nouvelle vague » parmi la trentaine de films transalpins présentés. *Ammore e malavita* est programmé à Villerupt où la Campanie est très présente à l'écran et semble rappeler les deux filons traditionnels du cinéma italien : la comédie noire de satire sociale et le film engagé. C'est par exemple le cas de *L'intrusa*, deuxième film de Leonardo di Costanzo (une responsable d'un centre d'enfant défavorisés à Naples reçoit un jour l'appel en détresse d'une mère de famille et de ses enfants. Mais son mari est un des dirigeants de la camorra...), de *La Tenerezza* de Gianni Amelio (le réalisateur de *Ladro di bambini* et de *Lamerica*), de *Veleno*, deuxième film de Diego Olivares (des paysans luttent contre l'accumulation de déchets toxiques qui polluent la fabrication de leurs produits agricoles). La banlieue romaine et le sud italien sont aussi au centre de ce cinéma social qui semble avoir perdu de sa vigueur narrative et spectaculaire en devenant « cinéma d'auteur ». C'est vrai surtout des premiers ou seconds films qui souffrent d'un manque de moyens ou d'acteurs peu connus (*Easy*, *Il Contagio*, *Xolo* ou *Sweet democracy*, une docu-fiction qui permet de voir une dernière fois le grand Dario Fo décédé en octobre 2016), mais aussi du dernier film de Sergio Castellitto malgré la présence de Jasmine Trinca et Stefano Accorsi (*Fortunata*). Michele Placido propose une réflexion plus efficace. Son film est un huis clos où onze ouvrières doivent décider de rogner sur leur temps de pause au travail en échange de la préservation de leur emploi (*7 minuti*).

La critique transalpine a valorisé les deux premiers films de Roberto De Paolis (*Cuori puri*, la rencontre amoureuse de deux jeunes gens aux origines sociales différentes) et de Christiano Pähler (*Last Christmas*, deux frères se démènent pour organiser les obsèques de leur mère décédée la veille de Noël). Elle a aussi porté son attention sur *L'ordine delle cose* (réflexion sur la loi impitoyable des relations internationales au temps des crises migratoires), *La stoffa dei sogni* (fable sur la puissance politique du récit théâtral et du rêve dans une société déboussolée) et le troisième film de Francesco Bruni où Giuliano Montaldo – le réalisateur de *Sacco e Vanzetti* (1971) – interprète un poète de 85 ans atteint d'Alzheimer qui noue une relation d'amitié avec un jeune homme désœuvré. On attend avec impatience le dernier film des frères Taviani, *Una questione privata*, adaptation du roman posthume et éponyme de Beppe Fenoglio, et on portera son attention avec curiosité sur l'histoire méconnue du boxeur métis Leone Jacovacci victime de l'ostracisme du régime fasciste (*Il pugile del duce*, documentaire de Tony Saccucci).

Le festival donne à voir également les trois comédies qui se sont classées parmi les cinquante meilleures recettes du cinéma en Italie au cours de la saison 2016-2017 : *L'ora legale*



7 minuti de Michele Placido – Carole Lorang vient de mettre en scène ce texte de Stefano Massini au Capucins

du duo Ficarra et Picone, *Smetto quando voglio* (deuxième film de Sydney Sibilia et suite du premier en attendant le troisième en cours de réalisation) et *Mamma o papà ?*, remake mécanique de la comédie française à succès *Papa ou maman* de Martin Bourboulon (2015). Enfin, pour ceux qui les auraient manqués, il est possible de revoir cette année, les films primés ou valorisés à Villerupt l'an dernier (*Gli ultimi saranno ultimi*, *L'estate addosso*, *Loro chi ?*, *Piuma*, *Veloce come il vento*) ainsi que certains des meilleurs films de Luigi Comencini devenus des classiques du cinéma et de la comédie italienne (*Pane, amore e fantasia*, *Lo Scopone scientifico*, *Le Avventure di Pinocchio*, *L'ingorgo*) et les réalisations passionnantes de Marco Tullio Giordano, *I cento passi*, film antimafia centré sur la biographie de Peppino Impastato (interprété par Luigi Lo Cascio) plusieurs fois récompensé ; *Romanzo di una strage*, grand film d'action et de réflexion sur le début des années de plomb.

Le quarantième Festival du film italien de Villerupt dure encore jusqu'au 12 novembre ; programmation sous www.festival-villerupt.com

centre d'art
VILLE DE DUDELANGE
DOMINIQUE LANG
NEI LICHT

www.centredart-dudelange.lu



Armand Strainchamps

NEW WORKS

09.11.2017 - 15.12.2017



**Silvio Galassi,
Sven Erik Klein,
Andres Lejona,
Roger Wagner**

PHOTOGRAPHIES

11.11.2017 - 15.12.2017

Festival Touch of noir

Des meurtres, du jazz et du Bach



Elisabeth Johannesdottir et Brigitte Urhausen ; Jakon Bro et Thomas Morgan ; Rembrandt Frerichs et ses musiciens (de gauche à droite)

Kévin Krocze

Le mardi 17 octobre au soir, la disposition du grand auditoire du centre culturel régional Opderschmelz interpelle. Aucun siège mais quelques tables rondes posées ici et là. Sur scène, deux pupitres, une valise et trois toiles en fond, sur lesquelles sont projetées des photographies de fenêtres insalubres. Peu de monde présent malheureusement pour les *Variations autour d'un meurtre* de Ian De Toffoli et Tullio Forgiarini. Le *pitch* pourtant était intrigant, plutôt prometteur, une « lecture mise en espace autour d'un événement terrifiant, sans cesse répété et sans cesse varié ». Il semble donc que le public autochtone reste encore assez réfractaire aux pures créations *made in Luxembourg*. Pour le moment, les lumières s'éteignent et une musique énigmatique retentit. Brigitte Urhausen et Elisabeth Johannesdottir montent sur scène. C'est la première qui lance les hostilités. On est dubitatifs les premières minutes, cela ressemble à s'y méprendre à une simple lecture. Le concept est néanmoins exposé, on imagine une ruelle sombre, une femme assassinée par un inconnu ou par une connaissance, aujourd'hui ou à une autre époque. Commence alors véritablement le spectacle, une succession de sketches jouissifs, des variations comiques sur des événements tragiques. D'une future suicidée qui rencontre une stagiaire venue d'un autre monde et qui va l'aider dans sa quête, à un assassinat raté où l'assassin est tué par sa victime, on est enchantés. Les deux comédiennes sont excellentes. Tandis que tout est dans le regard et une certaine folie dans la retenue chez Brigitte Urhausen, Elisabeth Johannesdottir excelle dans l'assurance, elle extériorise sans jamais trop en faire. Tandis qu'à la fin d'une scène, sa partenaire git au sol, elle se met à parler au public, obtient un briquet, s'allume une cigarette, ouvre le programme de la soirée trouvé sur une table et commente le spectacle. Un tour vieux comme le monde, mais qui fonctionne à tous les coups. C'est drôle et intelligent, mais c'est déjà fini. Un verre de l'amitié est offert aux spectateurs, le festival *Touch of noir* démarre sur les chapeaux de roues.

Le lendemain le Jakob Bro trio est programmé. Le leader guitariste est en compagnie de Thomas Morgan à la contrebasse, impeccable, et Joey Baron à la batterie. Jakob Bro arrive sur scène en chaussettes pour être plus à l'aise avec son pédalier. Il est impassible, comme insensible au monde extérieur et au public présent dans la salle. Il joue l'intégralité des



Variations autour d'un meurtre de Ian De Toffoli et Tullio Forgiarini est une succession de sketches jouissifs, des variations comiques sur des événements tragiques

morceaux de profil, tournant presque le dos aux spectateurs assis à sa droite. En osmose totale avec son contrebassiste, les deux musiciens se complètent tandis qu'à contrario, Joey Baron est en roue libre, dans son propre rythme. Les paupières des spectateurs s'alourdissent, puis le public sursaute lors des coups aléatoires du batteur. S'acharnant sur ses cymbales, ses expérimentations tranchent avec la fluidité et la douceur que veut proposer son auteur. On sort cependant assez apaisé de ce set dont, finalement, on retient peu de choses. Un doux moment périssable.

Jeudi 19, troisième soir du festival, le grand auditoire est quasi plein et c'est au tour de James Taylor, « gourou de l'orgue Hammond », ou du moins véritable figure de la scène *acid jazz* européenne, et de sa formation. Mark Cox est à la guitare électrique, Andrew McKinney à la guitare basse, Adams Betts à la batterie, Nick Smart à la trompette et enfin Rob Townsend au saxophone. Tandis que le trio de la veille était calme, trop sérieux peut-être, Taylor et sa troupe débordent de vitalité, ils transpirent une sorte de jouissance totalement décomplexée. Leur set se compose de nombreux titres aux consonances funk, dont une reprise d'un tube de Marvin Gaye ou encore une ré-interprétation de l'*opening* de la deuxième saison de *Starksy et Hutch*, *Gotcha* composé par Tom Scott. Taylor chan-



tonne, il danse sur scène et invite le public à faire de même. D'abord assez timidement, quelques spectateurs aux premiers rangs se lèvent et tapent des mains. Ne démordant pas, Taylor insiste et c'est finalement toute la salle qui se lève, en relevant par la même le voile de timidité qui recouvre bien souvent le public jazz. Quelques longueurs s'installent et la frénésie retombe puis se banalise, mais qu'importe, les musiciens gardent le cap. Nick Smart notamment détonne, le trompettiste excelle durant ses solos sur fond de musique funk. L'orgue Hammond résonne dans les rues de Dudelange.

Pour clore la première semaine musicale, c'est un projet assez atypique qui est programmé, *Chiaroscuro* de Rembrandt Frerichs. Le pianiste néerlandais est en compagnie de David Kweksilber aux saxophones, Benjamin Glorieux au violoncelle, Tony Overwater à la contrebasse et Vinsent Planjer à la batterie. Les cinq musiciens arrivent sur scène avec un peu de retard, les esprits s'impatientaient. Le concert débute par une longue improvisation expérimentaliste. Suivent des ré-interprétations d'œuvres de Ligeti, de Debussy ou de Chostakovitch, toujours avec une pointe jazzesque qui renforce en effet cet aspect de dualité. Arrive un long medley de plusieurs œuvres de Bach, puisque comme le rappelle le pianiste, « there is no day without Bach ». Durant ce medley, David Kweksilber et Benjamin Glorieux, plus habitués à jouer du classique, livrent des solos admirables. Belle place est faite à chacun des musiciens. Lorsqu'il ne joue pas, Rembrandt Frerichs, assis en tailleur sur sa chaise, observe avec une grande bienveillance ses musiciens et son regard pétille d'admiration. D'autres compositions originales sont jouées, comme l'entraînante *Carrousel*, qui introduisait l'album *Continental* paru en 2012. Le concert s'achève par *The art of happiness*, composition de Tony Overwater, sans qu'aucun rappel ne soit fait.

Bilan assez positif pour cette édition d'un festival qui fête ses dix ans cette année, tout comme le centre Opderschmelz dans son entièreté. Dommage néanmoins que les *Variations autour d'un meurtre* de Ian De Toffoli et Tullio Forgiarini n'aient pas su attirer un plus large public. Déception aussi pour le set du Jakob Bro trio, assez fade en soi. Pour le reste, le public a eu droit à une succession de représentations de qualité.

Festival d'automne Paris

Une histoire populaire sur scène

Emmanuel Defouloy

Un spectacle qui fait débouler les classes populaires sur scène, à grand renfort de fanfare, de chants de supporters et de *pom-pom girls*. Tel pourrait être le résumé, écrit, auditif et gestuel, de la performance documentaire *Stadium*, de Mohamed El Khatib, qui tente ainsi, en la présentant à des publics de théâtre souvent plus élitistes (en

particulier celui de la Colline, à Paris), de susciter un début d'échanges et de réflexions entre des univers sociaux qui ne se côtoient jamais.

Sur la scène ou via l'écran vidéo qui la surplombe, une cinquantaine de fans du Racing club de Lens – puisque c'est eux dont il s'agit – parlent de leur

passion pour cette équipe de football d'un bassin minier en souffrances, et dévoilent aussi beaucoup de leur quotidien. Il y a Yvette l'octogénaire, et sa famille (très) nombreuse, il y a des Kévin, nombreux aussi, il y a l'Ultra qui parfois fait le coup de poing, il y a Jonathan le « capo » meneur de fans, et même l'arbitre d'un match qui en évoque ses souvenirs... Un supporter assure que le club passe avant sa femme. Beaucoup repensent à ce moment de grâce que fut pour eux le titre de champion de France, en 1998. Quant à Margaux, elle raconte avec délicatesse comment son activité de *pom-pom girl* lui a fait gagner estime de soi et féminité. Une succession de tableaux, parfois sombres, souvent drôles, qui sont autant de sensibles récits de vie.

Il se dégage de ces fans qui ont acquis, à juste titre, la réputation de « meilleur public de France », une histoire, une verve et des valeurs représentatives à la fois des classes populaires et de cette région du Nord de la France. Quand ils entonnent la chanson de Pierre Bachelet *Les Corons*, devenue leur hymne, des frissons vous parcourent le corps... Le cinéaste Bruno Dumont, qui tourne dans les départements du Nord et du Pas-de-Calais, a dit un jour à l'AFP : « C'est l'une des rares régions qui a conservé son caractère face à la mondialisation qui uniformise tout. Le Nord, ses visages, ses accents sont puissants ».

À l'entracte, pardon la mi-temps, c'est l'heure pour les spectateurs qui le veulent de pouvoir rejoindre sur scène les comédiens-supporters à la Friterie Momo, comme au stade Bollaert. Les frites-mayo sont au menu, la bière est à 4 euros, l'Evian à 7 euros...

L'orchestrateur de ces tranches de vie est Mohamed El Khatib, né en 1980 à Beaugency près d'Orléans, fils d'un ouvrier illettré « avant tout supporter de football ». Lui-même ex-joueur de bon niveau, il a notamment fait des études de sociologie avant de venir au théâtre. Dans des textes de réflexion sur l'écran vidéo, il dénonce sans détour la « criminalisation » croissante de certains supporters, interdits de stade pendant de longs mois, qui est selon lui une actualisation de la représentation sociale « classes laborieuses, classes dangereuses ».

C'est à l'occasion de la saison 2015-2016 que Mohamed El Khatib a fait une « immersion » d'un an auprès des « Sang et Or » (les couleurs du maillot lensois sont le rouge et le jaune), pour rassembler les matériaux de sa pièce. Matériaux est bien le terme qui convient, car en plus des récits, la performance réunit les instruments de musique de la fanfare, des mascottes, un drapeau géant et bien sûr de nombreuses banderoles... via lesquelles les supporters et le metteur en scène adressent aux spectateurs des messages à l'imaginaire débridé et intentionnellement provocateurs. Par exemple : « Racistes ? Pas plus que Thierry Roland. Pas moins non plus », en référence à l'ancien commentateur vedette de télévision et aussi au fait que le vote pour le Front national atteint désormais dans le bassin minier lensois des niveaux parmi les plus hauts de France.

Un autre calicot prend un temps les spectateurs parisiens à témoin : « Cherche désespérément public ». Réelle ferveur, résultat de cette interpellation ou bien les deux à la fois, la salle est en tout cas debout à la fin

Avec Stadium, Mohamed El Khatib tente de susciter un début d'échanges et de réflexions entre des univers sociaux qui ne se côtoient jamais

du spectacle, offrant aux comédiens une ovation que ceux-ci lui rendent bien, entre chants et musiques survoltés. « Ohé, ohé, ohé, ohé »... fini sur scène, le spectacle se poursuit d'ailleurs longtemps dans les couloirs et à l'entrée du théâtre de la Colline, qui n'a pas souvent connu cela. *Stadium* va tourner ensuite en banlieue parisienne, puis en 2018 en province.

Bientôt vingt ans après son glorieux titre de champion, le RC Lens a plongé cette année aux dernières places de la Ligue 2, et pourrait donc encore descendre d'une division. Mais comme ses fans l'ont bien fait comprendre, ils seront toujours là pour le club. Car c'est aussi leur histoire.



À l'entracte, pardon la mi-temps, c'est l'heure pour les spectateurs qui le veulent de pouvoir rejoindre sur scène les comédiens-supporters à la Friterie Momo

Theater

Mensch, Affe!

Claude Reiles

Hilflos irrt ein Schatten auf der hinteren Leinwand umher. Er weiß nicht wohin, stolpert mal nach links, mal nach rechts, fuchtelte herum, um sich dann von zwei Bühnenmitarbeitern aus der Seitenbühne an ein Rednerpult führen zu lassen. Im Smoking mit Fliege und Kummerbund wirkt Affe Rotpeter völlig human, des akademischen Forums würdig. Und doch wird sich zeigen: Nur Show als Mittel zum Zweck.

Den „Hohe(n) Herren“, an die er seinen *Bericht für eine Akademie* richtet, offenbart sich ein vermenschlichter Affe, der über die bereits fünf Jahre zurückliegenden Facetten seines „äffischen Vorlebens“ berichten soll: Geburt an der Goldküste, Gefangenschaft anlässlich einer Jagdunternehmung durch die Firma Hagenbeck, monatelanges Dahinvegetieren in einem Käfig im Zwischendeck eines Dampfers. In eben diesen Monaten bemüht sich Rotpeter (an Wange und Oberschenkel durch Schüsse verletzt), „in die Menschenwelt einzudringen“, ihren Habitus zu übernehmen und so einen Ausweg aus seiner Lage zu finden. Und er lernt schnell.

Darsteller Germain Wagner schafft es in dieser überaus kurzen, auf 45 Minuten begrenzten Bühnenarbeit von Charles Muller zu Kafkas Erzählung aus dem Jahre 1917, die Spannung von Identität und Souveränität aus der Vorlage hervorzukitzeln. Wagner lässt seine Figur über weite Strecken menschlich erscheinen, gewährt jedoch Einblicke in eine wiederholt aufblitzende, subtile, bisweilen komödiantische Gebärde des Äffischen: mit dem leichten Schwingen der Hand zur Betonung seiner Worte, dem glottalen Knurren, dem schwerfällig anmutenden Schwenk seiner Körperhaltung, dem Nässen des Affenmauls mit dem klobig aus dem Glas gewonnenen Wasser. Der scheinbar Mensch gewordene Referent macht sich wiederholt zum Affen. In diesem Sinne sei auch auf die höchst unauffällige Maske des Allein darstellers hingewiesen. Maskenbildnerin Meva Zabun verpasst Wagner nur Ansätze eines Affengesichts, lässt das graue Haar widerborstig gegen die Ohren schwingen.

In knappen 45 Minuten sorgt Germain Wagner in Charles Mullers Escher Kafka-Inszenierung für einen frühen Höhepunkt der Saison

Man möchte Affenohren sehen, wo keine Affenohren sind, ein Fell spüren, wo keines wächst. Mehrfach lacht Rotpeter sich ins Fäustchen, erinnert dabei teilweise an das Närrische eines Goetz George. Das Unscheinbare, die Kürze dieser Produktion und die puritanisch gestaltete Kulisse zwingen zum Fokus auf die Leistung des Darstellers. Und Germain Wagner reißt die Zuschauer mit.

Behilflich ist ihm natürlich Kafkas doppeltes Spiel mit dem Zivilisationsbegriff. Nicht die Herren der Akademie, sondern der Affe an sich wirkt zivilisiert. Rotpeter äfft die „unbehelligten“ Menschen lediglich nach. Er reflektiert seine Lage, bestimmt sein Ziel. Dabei wird weniger die mit anderen Fotos auf der Leinwand dargestellte morphologische Menschwerdung des Tieres, sondern vielmehr das Plumpe, Tierische, Niedere am Homo sapiens offengelegt. Diese Ebene der Satire, des Hohns meistert Wagner trefflich, schärft die Regie mit wenigen Handgriffen.

Fraglos ruft das im Programmheft angekündigte Prinzip eines Gesamtkunstwerks lediglich ein müdes Lächeln hervor: Die wenigen, wenngleich substanziellen Video- und Fotoprojektionen werden diesem Anspruch nun wahrlich nicht gerecht.



Ein bestens aufgelegter Germain Wagner

Doch danach wird auch niemand rufen. Im Rückblick darf Mullers *Bericht für eine Akademie* angesichts eines bestens aufgelegten Darstellers und trotz spärlich besuchtem Hause als Perle der jungen Saison bewertet werden.

Ein Bericht für eine Akademie von Franz Kafka; Regie: Charles Muller; Bühne, Kostüm und Licht: Dragos Buhagiar; Dramaturgie: Olivier Ortolani; Mapping: Andrei Cozlac; Maske: Meva Zabun; Regieassistentz: Nathalie Schmidt; eine Produktion des Escher Theaters. Keine weiteren Vorstellungen.

Théâtre

Père sourire

Fabien Rodrigues

L'audace, le Théâtre du Centaure n'en a jamais manqué... Mais commencer sa saison avec un monologue de 90 minutes retraçant l'histoire d'un missionnaire belge ayant passé 48 ans au service des paroisses de République Démocratique du Congo semblait relever cette fois plus que les autres d'une sacrée prise de risque. En se basant sur le *Mission* de l'auteur flamand David Van Reybrouck, Marja-Leena Junker réussit pourtant bien un tour de force avec une pièce forte, drôle et touchante, menée de main de maître par Francesco Mormino, seul en scène...

Le père Grégoire – puisqu'il s'agit ici de lui – est, au début de sa vie, un enfant et un adolescent rieur, « presque mondain » et qui aime sortir, de manière générale mais aussi avec les filles. C'est en tout cas ainsi que le décrit l'auteur qui a passé plusieurs années à parcourir l'ancien Congo Belge afin de glaner auprès de la population autochtone les récits de rencontres qui vont lui permettre de reconstituer l'histoire de celui qui a passé près d'un demi-siècle à les aider, à vivre avec eux leurs joies, leurs peines, et surtout leurs

dramas innommables... Rien ne semblait donc destiner le jeune fils de prolétaires catholiques belges à embrasser la vocation ecclésiastique, encore moins celle de missionnaire à des milliers de kilomètres de sa famille. C'est pourtant ce qu'il sait soudainement : le Seigneur a des plans pour lui, là où il est encore si peu représenté.

Après les étapes nécessaires à son acceptation au sein de la communauté locale des Frères Blancs, c'est sans se retourner qu'il part, pour toujours. Car s'il s'amuse à raconter les aberrations de notre société occidentale privilégiée qu'il constate lors de ses rares vacances au pays, ce sont les longues années passées en RDC qui constituent la majeure partie de sa vie narrée, de ses actions et de ses relations cousues comme un patchwork, chaque élément constituant un maillon d'une toile plus grande, d'une vision qui va bien au-delà du quotidien. En paysage de fond : la superstition tribale bien sûr, mais aussi et surtout la guerre – ou plutôt les guerres – qu'il a subies aussi durement que ses paroissiens.

Avec Mission, Marja-Leena Junker et Francesco Mormino réussissent un tour de force avec une pièce forte, drôle et touchante

Pour raconter le joyeux comme l'horrible, il faut de l'humour, de l'esprit et beaucoup d'humilité. Il en fallait donc tout autant pour celui qui porte sa voix à ce missionnaire d'un autre temps, et il est indéniable que Francesco Mormino combine les trois avec élégance et panache, sans faux drame. Si les trente premières minutes peuvent inquiéter par leur ton très léger et quelques anecdotes pas franchement

passionnantes, c'est presque par surprise que l'émotion vient s'installer sur scène, avec le deuil. Puis l'on s'enfonce dans les absurdités qui régissent la vie des Congolais : l'extrême diversité des ethnies, les superstitions ancestrales, l'alcool, le viol, les massacres, les corps qui s'étaient au bord des routes, à quelques pas des postes où vit le Père Grégoire. La révolte de celui-ci contre ces ignominies, ses crises de foi, les reprécailles qu'il subira pour avoir parlé : « Et nous avons raconté, à Genève, à Rome, à New York. Nous l'avons raconté. Et ils ont su. Que cela venait de nous. Et à notre tour nous avons su. Nous avons su qu'ils viendraient. Et ils sont venus souvent. ».

Au fur et à mesure que l'homme d'église se remémore les atrocités qui ont marqué une demi-siècle d'Histoire du Congo, l'acteur laisse sortir la colère de celui qui l'incarne avec une authenticité surprenante : autant que son alter ego, il s'indigne du sort que réserve le Père du Christ à sa création... « Pleure donc avec nous ! » implore-t-il, tiraillé entre l'envie de tout plaquer et l'assurance qu'il ne le fera jamais car sa place est là, depuis toujours, et il lui reste encore tellement d'amour à partager. La mise en scène de Marja-Leena Junker et le décor, tous les deux simples juste comme il faut et au service de la prestation théâtrale, complètent le tableau, un tableau imaginaire oscillant entre le bleu clair d'un lac ensoleillé au rouge sombre du sang sec, un tableau qui prendrait au tripe, comme ce *Mission*-là...

Mission de David Van Reybrouck ; mise en scène : Marja-Leena Junker ; avec Francesco Mormino ; une co-production du Théâtre du Centaure et du Kulturhaus Niederanven ; prochaines représentations au Centaure les 7, 8, 9, 10, 11, 16, 17 et 18 novembre et au Kulturhaus Niederanven les 22 et 23 novembre ; www.theatrecentaure.lu.

Cinéma

D'une guerre à l'autre

Sur le front du Nord, l'armistice est proche. Les hommes sont usés, au fond des tranchées. Pourtant, en ce début novembre 1918, le lieutenant français Aulnay-Pradelle (Laurent Lafitte) a encore le goût du sang et exhorte le dernier combat. Ils périront tous, sauf lui. Et deux soldats : Albert Maillard (Albert Dupontel) et Edouard Péricourt (Nahuel Perez Biscayart). Ce dernier échappe du champ de bataille le visage ravagé, déterminé à « mourir aux archives », comme on disait. Pas question de rentrer chez le père riche et méprisant (Niels Arestrup), alors il prend le nom d'un autre tombé au front et se réfugie chez Maillard. Ancien caissier de banque, celui-ci se retrouve litier dans un grand magasin et joue les gardes-malades. Les années folles parisiennes commencent dans les beaux quartiers. Un souffle nouveau dont Maillard et Péricourt vont être exclus, jusqu'à ce qu'Edouard, illustrateur talentueux, imagine avec la petite voisine (Héloïse Balster) une arnaque aux monuments aux morts : les maires, tout pressés de rendre hommage aux héros de guerre, choisissent sur catalogue des sculptures dessinées par Edouard qu'ils ne verront jamais. Le business de la mémoire est lucratif : Aulnay-Pradelle assoit sa fortune dans la construction et livraison de cercueils, épouse la sœur d'Edouard (Emilie Dequenne), alors que le père est prêt à payer la construction d'une statue gigantesque dans son arrondissement.

C'est la glorification des absents au détriment des vivants que dénonce Albert Dupontel dans son sixième long-métrage, Au revoir là-haut

Et c'est cette glorification des absents au détriment des vivants que dénonce Albert Dupontel dans son sixième long-métrage, *Au revoir là-haut*, d'après le roman éponyme de Pierre Lemaitre, Goncourt 2013, collaborateur à l'écriture du scénario. Les survivants étaient bien trop marqués, physiquement ou psychologiquement, pour être célébrés : on préférerait alors se recueillir plutôt que reconnaître. Rageur, caché sous un linge comme tant d'autres gueules cassées, Edouard s'invente des visages, flamboyants, moqueurs, au sourire amovible. Ces masques, créés par Cécile Kretschmar, qui vient du spectacle vivant, sont un langage à part entière. Ils permettent de passer par la commedia dell'arte, la culture populaire, l'histoire politique et sociologique de la France d'il y a un siècle. Révélé par *120 battements par minutes*, Nahuel Perez Biscayart fait corps avec cet artiste fauché en plein élan. La gestuelle se substitue à la parole en lambeau et surtout, les masques permettent de se détacher du réalisme appliqué, et remarquable, de Dupontel pour proposer une lecture poétique et fantasque de la douleur de l'après-guerre.

L'acteur-réalisateur, qui a endossé le rôle de Maillard après la défection de son ami Bouli Lanners, synthétise dans ses images l'intense phase de travail qui a précédé le tournage. Tout est documenté, digéré, pour offrir au spectateur une immersion au service non pas de ces décors grandioses reconstitués en réel et en 3D, mais bien des personnages. C'est Albert et Edouard que les grues et les drones suivent, soulignant le chaos aussi bien que l'opulence, dans le désespoir du foyer Maillard comme dans la vengeance mise en scène à l'hôtel de luxe dans lequel les arnaqueurs se sont réfugiés.

L'humour se dégage non pas des situations absurdes dans lesquelles ses personnages se retrouvent, mais cet instant d'après, un style que Dupontel pratique depuis ses premiers spectacles au début des années 90. S'il cède ici à certaines facilités narratives pour gagner du temps, il n'a pas peur non plus de filmer l'émotion et on lui saura grès d'avoir montré Niels Arestrup fendre l'armure, même pour quelques secondes. *Au revoir là-haut* est un film de trop-plein, de trouvailles, de belle écriture. Marylène Andrin-Grotz



Francesco Mormino



Visite d'atelier

Mike Bourscheid : le *making-of* de la Biennale de Venise à Vancouver

Sofia Eliza Bourassis

Mode avion. En allant rendre visite à l'artiste qui représente son pays à l'événement international le plus prestigieux de l'art contemporain, l'on ressent quelque chose de l'excitation, de la curiosité et de la joie de l'enfant auquel on vient de promettre le dévoilement d'un secret. Dans l'avion : c'est grand, presque solennel. Nous sommes fin janvier 2017, le compte à rebours a donc commencé, la Biennale de Venise ouvre ses portes dans exactement quinze semaines.

Cet article est en effet un voyage dans l'espace et dans le temps : il décrit une visite chez Mike Bourscheid à Vancouver, au Canada, pendant la préparation de son projet *Thank you so much for the flowers* pour le Pavillon luxembourgeois à la 57^e Biennale d'art de Venise¹ (du 13 mai au 26 novembre 2017²).

En automne 2015, lors de son exposition *ehe Ehe !* à Dudelange Mike Bourscheid expliquait : « Mon studio c'est mon pays ! », en précisant que « son pays » qui l'inspire est aussi bien le sud luxembourgeois où il a grandi, que le sud de la France et Berlin où il a poursuivi ses études, puis Vancouver où il vit depuis quelques années avec sa femme, Vanessa Brown, qui est aussi artiste. Son pays c'est donc plutôt l'intimité, c'est aussi le questionnement des rapports de pouvoir familiaux, conjugaux ou encore institutionnels – toujours conçus de manière dialectique c'est-à-dire aussi comme déploiement des possibles – ; c'est en effet une certaine conception de l'ordinaire et sa transfiguration à la fois joyeuse et critique.

L'exposition est conçue et réalisée en grande partie au Canada – d'où le « Thank you so much » du titre,

à part entière, des objets qui se suffisent à eux-mêmes. Plongée dans son processus poétique.

Les ateliers. Au Canada les artistes sont organisés : au lieu de louer des studios minuscules hors de prix et de devoir acheter individuellement tous les outils qui leur seront nécessaires, ils partagent des espaces qu'ils autogèrent. Ces ateliers, souvent installés dans d'anciens bâtiments industriels, sont des espaces ouverts-compartmentés et équipés de machines dignes à faire rêver les manuels du fer, du bois, du verre, de la photographie, de l'imprimerie, etc. Tout est partagé et organisé de manière horizontale.

Avant Venise, Mike Bourscheid avait un seul petit atelier (sans fenêtre), mais pour les besoins de la réalisation de ce projet, il en a loué un second. Les

performances, qui est aussi déchiffrable à son costume. Exemple : On écoute les *Variations Goldberg* jouées par le canadien Glenn Gould pour la performance et le costume du même nom (ou presque, puisque le nom de famille devient *Goldbird*) : les cercles brodés sur l'habit indiquent les positions des mains, comme les notes d'une partition, en fonction des gestuelles adoptées le pouvoir symbolique, le rôle est inversé, renversé, déjoué...

Les œuvres. L'artiste ouvre des caisses en bois d'où sortent des costumes : celui du cow-boy pirate qui est adapté aux nécessités du perroquet qu'il est en train d'apprivoiser pour la préparation de sa vidéo, lui a demandé trois mois de travail à temps plein ; et il y a aussi des éléments pour ses costumes – les jouets pour le perroquet, les attributs des tabliers

que l'on saisit l'immense travail de recherche qui contextualise chacun de ses projets : histoire de l'art bien sûr, mais avec des recettes chimiques de poterie, des livres de couture, des ouvrages présentant les patrons de costumes historiques, des magazines de mode, des manuels de sculpture sur bois, des méthodologies de moulages, des livres sur les métaux, la patine, le bronze, des livres d'artistes, etc. La démarche de Mike Bourscheid fait partie du processus spécifique d'élaboration des costumes-sculptures selon lequel l'artiste performe ses propres limites (à la fois théoriques, techniques et corporelles, musculaires) bien avant de réaliser ses performances publiques. Sa curiosité, cette presque candeur, touche, dérange et libère à la fois. Car l'artiste prend la liberté d'être critiqué pour cette forme féminine qu'il a dessinée, d'aimer le rose tout en restant viril,



Mike Bourscheid au travail, dans son atelier à Vancouver



Carnet de notes pendant le vol : le travail de Mike Bourscheid est une réaction au conservatisme ordinaire, il concerne le corps dans ses rapports aux conventions sociales, il évoque les angoisses que l'image du corps suscite tout en dépassant – à sa manière très « soft » et très « power » – les inhibitions. L'artiste présente – sous forme de performances, de costumes-sculptures, de vidéos et de photographies – une série d'histoires, et de suggestions, pour d'autres manières de vivre – en insinuant peut-être que tout commence à partir de son rapport à son propre corps. De manière théâtrale, il recompose constamment l'image corporelle : elle devient tour à tour fragile et audacieuse, banale et inédite, libre et impuissante... Il y a aussi cette ambiguïté caractéristique du travail de l'artiste, ce malaise agréable que suscitent ses propositions couleur rose bonbon, ou encore les 48 000 paillettes qu'il a clouées une par une sur le visage d'un masque-casque qui parle d'amour ; il y a ces glissements du bien-être léger du moment présent à l'insoutenable poids (et beauté) de la vie quotidienne ; il a cette domesticité aussi – l'on entre chez (une œuvre de) l'artiste.

Arrivée. La fraîcheur explosive de l'océan pacifique se fait sentir dès la sortie de l'aéroport : on est loin, on est ailleurs, on est de l'autre côté de l'Atlantique et, encore plus loin, à l'autre bout de l'énorme étendue canadienne, on est plus près de l'Asie : *Thank you so much for the flowers* naît ainsi à la fois à mille lieues de la Sérénissime (et du Luxembourg, de l'Europe) et, en plein dedans !

L'artiste prend la liberté d'être critiqué pour cette forme féminine qu'il a dessinée, d'aimer le rose tout en restant viril, d'être curieux de la masculinité autant que de la féminité, de ne pas avoir peur des gens, de ne pas avoir peur d'être ridicule

allusion à l'exagération caractéristique de la politesse nord-américaine – ; mais en lien constant aussi bien avec le quotidien symbolique de Venise (à travers la création de chaussures surélevées qui protègent de l'eau et d'un lion, « d'intérieur »... en pantoufles !) ou du Luxembourg (par exemple à travers la première et dernière pièce de l'exposition qui offre des « biscuits d'art » aux visiteurs, comme tout café est accompagné d'un spéculoos au Luxembourg).

L'artiste travaille donc à créer les six pièces de son chez lui pour Venise afin de nous y accueillir comme si nous étions ses invités, ses proches – et peut-être aussi de poser quelques questions sur les différentes figures du pouvoir dans la vie quotidienne (d'où peut-être l'angoisse que peuvent susciter ses œuvres). Et ses œuvres (d'où peut-être aussi l'incompréhension dont elles font parfois l'objet) sont à la fois des mises en scène de situations, des costumes qui sont activables pendant les performances de l'artiste et conçus comme des sculptures

œuvres sont dans les deux lieux, l'on y ressent la magie de l'atelier où l'artiste bricole, monte et démonte, dessine puis efface, s'égare souvent et (s')expose sans cesse, jusqu'à trouver. L'on passe d'un atelier à l'autre et aussi au magasin de cuir, celui « de cow-boys » ou à la fonderie de bronze pour avoir une vision complète des choses en train de se réaliser. La pratique singulière de Mike Bourscheid prend alors toute son ampleur : d'abord l'aise avec laquelle l'artiste s'approprie des différentes matières et méthodes et sa manière savante de les manipuler – de la teinte de la soie à la méthode japonaise du Shibori, à la coupe du cuir en passant par la sculpture sur bois et en fer : pas de main d'œuvre anonyme dans son œuvre, il fait presque tout lui-même ! Ensuite, également caractéristique, est sa prédilection pour les matières connotées (féminines, érotiques, « pauvres », triviales ou précieuses) qu'il choisit d'utiliser et qui, une fois insérées dans son œuvre, sans rien perdre de leur signification, s'en libèrent. Puis intervient la narration de chaque per-

de travail en cuir maquillés couleur peau ; puis les bases des chaussures vénitiennes que l'artiste a créées (moulages de Birkenstock dont les couleurs imitent celles des *emojis*, du « rosé » au « noir », de manière à ce qu'elles performant des personnages avant même qu'elles ne soient portées), et qui seront augmentées de structures en fer forgé à la méthode du XVI^e siècle. Nous sommes dans l'atelier, où la sculpture n'est presque pas sèche et où le pyjama en soie japonaise apparaît trop fragile à côté des tas de plâtre humide – restes de la matière dans laquelle l'artiste a sculpté à coups de poing la crinière de son lion apotropaïque avant qu'il ne soit moulé en bronze.

Esthétique subversive de l'essai. Telle est la méthode de Mike Bourscheid, qui plutôt que de se contenter de refaire ce qu'il sait a décidé d'apprendre toute une série de manières de faire de l'artisanat et d'insérer ces méthodes (sans les détourner mais en les composant) dans ses œuvres. Décider d'apprendre, de s'adapter à du nouveau, autrement dit d'assumer l'échec possible : tel est le risque pris à vouloir s'approprier de nouvelles méthodes et telle est aussi la manière d'être là en chair et en os, même lorsque l'on ne peut être présent et performer pendant six mois tous les jours – en dévoilant ses gestes. Cette modestie, qui est aussi une posture d'artiste, devient alors puissance expressive.

Ne pas avoir peur des gens. Ni des références ! C'est aussi en regardant la bibliothèque de l'artiste

d'être curieux de la masculinité autant que de la féminité, de ne pas avoir peur des gens, de ne pas avoir peur d'être ridicule, de chercher une autre manière de vivre puisque quelque chose ne va pas dans nos corps et dans le déroulement de nos rapports genrés tels qu'ils le sont – nul besoin de le prouver. C'est aussi de cette audace, de cette confiance à la différence (à l'intuition) que proviennent ses gestes achevés qui semblent être des actes-objets semant le doute, des symboles parsemés d'audace ludique. Le sentiment de grandeur caractéristique de l'attente avant l'arrivée (dans l'avion) est maintenant remplacé par la splendeur du désir d'(essayer d') être libre – au moins de son propre corps.

Mike Bourscheid est actuellement en train de préparer une édition spéciale (de 220 pièces) pour la Contemporary Art Gallery de Vancouver, mais ne peut encore révéler la sculpture qu'il a choisie pour se projeter. Il va participer à la Material Art Fair au Mexique (du 8 au 11 février 2018) et, représenté par Nosbaum-Reding, il fera partie de la Luxembourg Art Week du 3 au 5 novembre prochain. Il prépare également une exposition au Harvard College en Pennsylvanie, curatée par Kimberly Phillips pour mars 2018.

¹ L'auteur de cet article ayant contribué au projet *Thank you so much for the flowers* avec un texte théorique, elle ne propose pas ici une critique qui prétendrait à quelque « objectivité » que ce soit (s'il en est dans l'art), mais plutôt une narration (subjective) d'un voyage dans l'univers de l'artiste lors de sa préparation pour le grand événement.

² Toutes les informations sur le pavillon se trouvent en ligne www.luxemburgpavilion.lu

STIL

Toussaint

Cyril B.

En théorie, cette semaine, c'était notre fête à tous. Mercredi les vivants, jeudi les morts. Tous ceux qui portent un prénom, soit environ cent pour cent de la population, les Pit, les Jhemp, les Josy, les Brandon et même les Donald et les Kim-Jong – une fois n'est pas coutume – étaient à l'honneur. Une consultation des listes de l'état civil au fil des années montre de façon assez certaine l'étendue relativement limitée de notre créativité, quand vient l'heure de donner un nom à ce qui restera comme la plus importante création de beaucoup d'entre nous, simples mortels, dont le passage sur terre semble simplement destiné à prolonger

l'espèce et non à laisser comme trace une œuvre immortelle. C'est ainsi que les Nicolas, Olivier, Stéphanie et Marie d'il y a trente ans ont donné naissance à des Lucas, Noah, Eva, Léa ou Mia d'aujourd'hui. S'il ne fallait garder qu'une seule raison objective à ces choix, on pourra constater que les prénoms courts coûtent moins cher pour le tatouage sur le bras, et y prennent moins de place, qu'un bon vieux « Jean-Christophe » des années 80, époque bénie où le prix de la gourmette n'était pas indexé sur le nombre de lettres. De toute façon, quoi que vous fassiez, vous risquez que la prochaine tempête tropicale soit



L'événement

Les dés sont tombés, les toques redistribuées, mais la version *print* du **Gault& Millau Belux** ne sortira qu'après sa présentation à Bruxelles le 14 novembre. En attendant, pour la version électronique quelques lauréats ont été honorés en amont de la sortie la semaine passée lors d'un dîner. Le Chef de l'année 2018 n'est autre que Yann Castano du Oro&Argento au Sofitel-Kirchberg. Deux coups de cœur personnels pour Matthieu Vanwetteren de l'Apdikt à Steinfort (meilleure découverte ; photo : sb), dont on attendait la consécration et chez lequel nos meilleurs Chefs se donnent souvent rendez-vous le lundi, ainsi que Estelle Sidoni de la Maison Lefèbvre à Esch (meilleure hôtesse), qui vendait encore des vêtements il y a quelques années et qui s'est recyclée de façon professionnelle tout en gardant sa décontraction irréprochable. Par ailleurs, Fernando Andreu du Bosque Fevi à Esch a été promu meilleur méditerranéen, alors que la maraîchère Sandrine Pigeon des « Paniers de Sandrine » a été proclamée « personnalité de l'année » pour son choix judicieux de matières premières qui donnent à tous ces toqués la possibilité d'améliorer considérablement leur travail. (Source et vidéos : <https://lu.gaultmillau.com/news/le-nouveau-chef-de-lannee-gault-millau-luxembourg-est-connu>) GD



L'événement

Les invités des premiers **Blog Awards** nationaux, remis à l'hôtel Le Royal (photo : GD), semblaient satisfaits. À part d'avoir été rassasiés en tapas variés, vin blanc et crémant national, ils sont ressortis avec un « goodie bag » rempli de petites attentions des prestigieux sponsors, allant du bougeoir V&B à la cuillère en bois Miele, en passant par la pâte à tartiner des « Chocolats du cœur ». L'organisatrice Bibi Wintersdorf (*Kachen*) fut ravie elle aussi, car comparé aux 90 sélectionnés pour la compétition belge, le Luxembourg n'avait pas à avoir honte, avec ses 45 candidatures. De sympathiques cadeaux attendaient les huit lauréats dans les catégories « food » & « lifestyle », dont deux, celui du prix du jury et celui du coup de cœur du jury, semblent véhiculer un message bien défini. Aussi bien *thegreencreator.com* (Bianca Ciric) que *degrengeleiw.com* (Sven Muehlen) font l'éloge d'une nutrition verte, écologique et végétarienne, voire végétalienne. D'où notre appel aux restaurateurs du pays, qui semblent toujours réticents à proposer des plats végétariens sympathiques : Qu'ils sachent que même un charcutier ne se sentira pas à l'aise chez eux si on propose toujours le même risotto aux légumes à son accompagnateur végétarien. Essayez d'inventer une formule « win-win », les amis derrière les casseroles. Merci ! (blogaward.lu) GD



L'endroit

Il n'est jamais facile de faire redémarrer un bar qui a connu une baisse de tension. Surtout si c'était un endroit reconnu ambitieux. Il s'est donc laissé le temps, Patrick Giry, avant de renégocier un contrat de partenariat pour le White House suite à son « divorce » avec Jacques Engel. Il l'aura finalement trouvé en la personne de Tanja de Jager, s'assurant ainsi une partie de la clientèle non négligeable du Dipso, où surtout le vendredi soir la bibine coule à flots. Une nouvelle déco a été créée par l'éblouissante Vanessa (Octan's, Bellamy) au rez-de-chaussée, où un papier peint tendance se trouve en face d'un salon rose, le tout ayant une touche jeune et « girly ». Jan Schneidewind assure la partie restauration, avec de petits plats faciles à déguster debout jusqu'à une heure du matin. Les tapas, macarons au foie gras, salade pure bœuf ou *dim sums* sont alléchants, mais le prix du bouillon de légumes aux Saint Jacques pour 27 euros ne sera pas forcément au goût de tout le monde. Côté musique, il faut que la maison trouve son rythme, les deejays des premières soirées repris d'autres maisons du centre-ville n'ayant pas vraiment créé la surprise. Gag conceptuel : le bar s'appelle **Charlotte**, alors que ce sont les portraits de la princesse Amélie qu'on retrouve sur un mur (photo : GD). Mais après quelques verres, ça ne risque plus de surprendre quiconque, n'est-ce pas ? GD



Au Ban de Gasperich, on aurait pu faire dans le second degré, et avoir une « rue du dollar », « rue de la livre sterling », voire une « avenue du ruting » ou une « allée du consulting », mais on est allé chercher dans la personnalité scientifique

baptisée du nom de vos enfants par de perfides météorologues travaillant à l'institut de météorologie de Berlin, ou des clients de celui-ci, prêts à payer pour sponsoriser le nom de leur choix.

S'il est facile de se moquer du manque d'imagination des parents, on pourra toutefois constater que l'art de nommer les choses est assez inégalement maîtrisé, même parmi les professionnels. Le premier exemple qui vient à l'esprit de quiconque a déjà essayé de demander à un vendeur où se trouvaient les chaises « Fjällberget » est, bien entendu, le meuble Ikea. Non contente d'imposer à ses clients des heures de torture à essayer de comprendre des notices de montage où il faut différencier deux pièces quasiment identiques à la largeur des trous pratiqués sur une de leurs tranches, la firme suédoise s'est rendue célèbre par son raffinement dans la cruauté en baptisant l'ensemble de ses créations de noms absolument imprononçables à quiconque n'a pas étudié le suédois langue vivante 2 au lycée (autant dire : sept milliards de personnes, d'après les dernières projections de l'Onu). Il faut croire que les designers scandinaves sont payés en fonction des points que rapporterait leur composition au scrabble : 10 points pour un K, J, W, Z ; 8 points pour un Ø, Å, Ö, etc. Enfin, c'est toujours mieux de pouvoir appeler sa bibliothèque « Billy » et son buffet « Malm » que de retenir un numéro à six chiffres en guise de référence. Les célibataires se sentent peut-être moins seuls lorsqu'ils déjeunent en face de « Martin », « Teodores », « Nils » ou « Sofia ». Utiliser des noms, c'est d'ailleurs assez irrationnel. Les Américains ne s'y trompent pas, eux qui se contentent de numérotter les rues et les avenues, quand nos élus se creusent la cervelle avec ces questions existentielles.

Comment baptiser les rues semble, en effet, une démarche ardue, surtout dans notre pays où des quartiers entiers sortent de terre du jour au lendemain (ou presque). L'option « célébrités » semble revenue à la mode, après l'insipide et très politiquement correcte tendance des noms de végétaux en vigueur lors de l'urbanisation du Kirchberg (« allée des poiriers », « rue des mugets », « allée des charmes », « rue de la lavande », « rue des lilas », « rue des marguerites... ») ou des styles de

musique qui émaillent le quartier de la Rockhal à Esch (« avenue du blues », « boulevard du jazz », « avenue du rock'n roll », « avenue du swing »...). Au Ban de Gasperich, on aurait pu faire dans le second degré, et avoir une « rue du dollar », « rue de la livre sterling », voire une « avenue du *ruling* » ou une « allée du *consulting* », mais on est allé chercher dans la personnalité scientifique. La future topographie fait penser à un campus d'université : « rue Charles Darwin », « rue Albert Einstein », « rue Leonardo da Vinci », « rue Isaac Newton », « rue Gerhard Mercator » mais aussi, égalité des sexes oblige, « rue Rosalind Franklin » (biologiste moléculaire, à ne pas confondre avec Benjamin, l'inventeur du paratonnerre, dont la rue est, bizarrement, de l'autre côté de Gasperich, au milieu des rues dédiées aux musiciens) et « rue Lise Meitner » (physicienne renommée pour ses travaux sur la radioactivité nucléaire). Pas de chance, Marie Curie avait déjà une rue dans la capitale, partagée avec son mari. Ceci dit, les noms des rues se complètent souvent du nom des résidences, choisies avec le plus grand soin par des promoteurs immobiliers dont la plupart, visiblement, ne risquent pas de périr étouffés par leur complexe d'infériorité : « Zénith 21 », « Infinity Living », « Soho London », « The Regent », ni par leur originalité : « Anémone », « Bleuet », « Amandier », « Aubépines », « Laurier » (tiens, des noms de végétaux !), « Bizet », « Haydn » (ça alors, des noms de musiciens !!)

Mais les plus forts, dans le « naming » comme ailleurs, ça reste les géants de l'alimentation. Baptiser « Tendercrisp guacamole » un sandwich chez Burger King, « Chocolat Java Chip Frappuccino » un café glacé chez Starbucks, « Dhar-kan » une dosette de café chez Nestlé, « California Dream » une boîte de sushi chez Sushi Shop. Ça met tout de suite la barre assez haut quand vous entrez dans une boutique et que vous maîtrisez la langue locale. Genre, « je connais le fils du patron, je l'appelle par son prénom ». Tellement beau que même les versions du logiciel Android pour *smartphone* sont maintenant baptisées d'un nom de friandise (Kit-kat, Lollipop, Marshmallow, Nougat, Oreo...)

Après, de là à baptiser votre fille « Sugar Crispy », cela mérite tout de même réflexion.